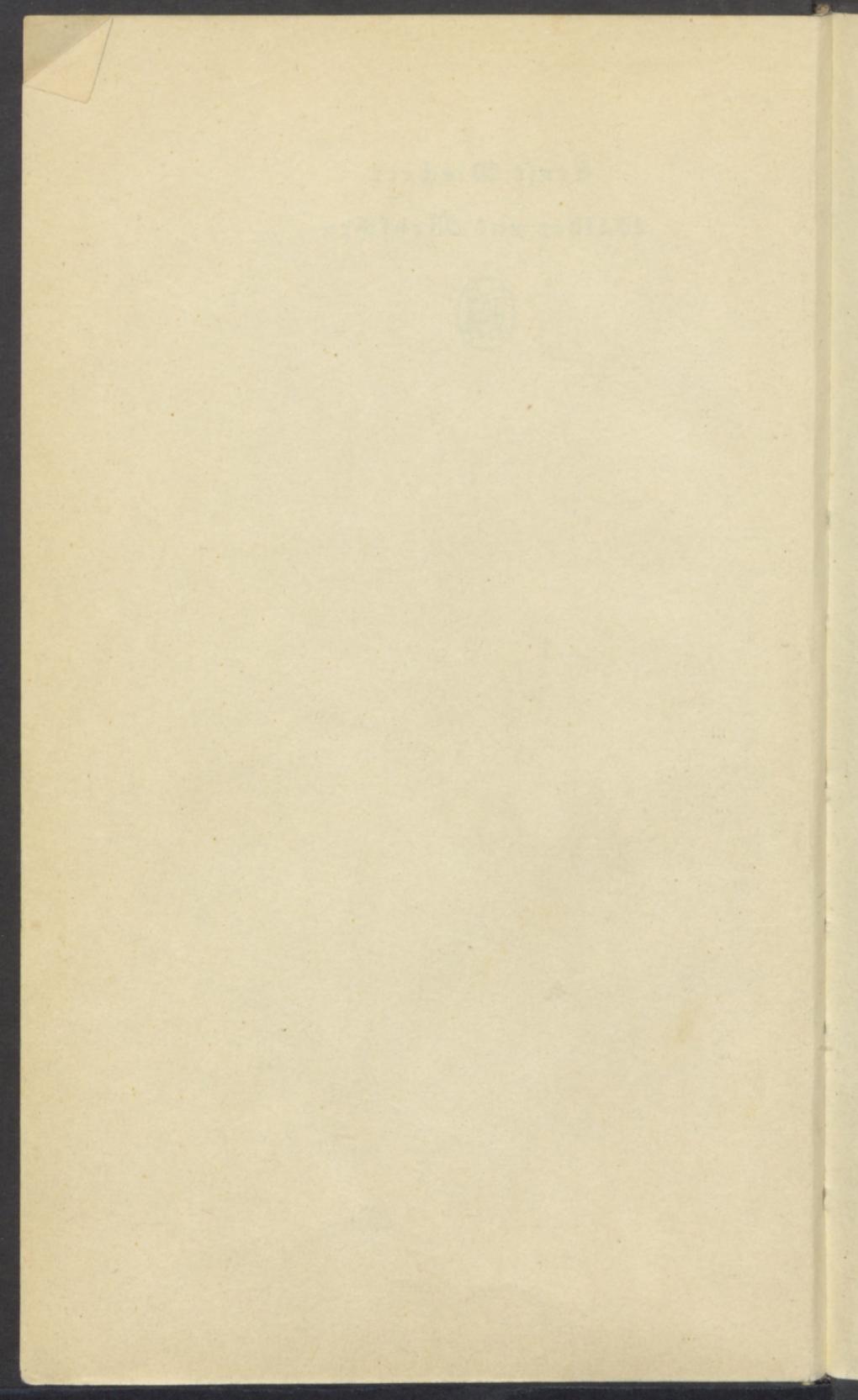


Ernst Wiechert

Wälder
und
Menschen

Wydano z dubbleów
Biblioteki Uniwersyteckiej
w Toruniu

N° 278.
48



Ernst Wiechert

Wälder und Menschen

Eine Jugend

Albert Langen / Georg Müller

München

Nr inw. ~~2249/70~~



830-3=30

Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie



081-007124

Albert Langen / Georg Müller Verlag G.m.b.H. / München
Printed in Germany

Akc eo Nr 111 / 18 / 2

Zum Geleit

Manchmal, wenn ich vorlese, in großen Städten und besonders in fremden Ländern, widerfährt es mir, daß ich den Gang entlangblicke, der von meinem Pult zwischen den Menschen an das Ende des Saales läuft. Und dann wird er plötzlich vor meinen Augen immer länger, so wie eine endlose Straße, die zwischen dunklen Büschchen bis an den Rand der Erde läuft. Und dort hinten, wo die Ränder schon zusammenfließen, sehe ich mich dann stehen, wie ich einmal war: ein Kind, barfuß, den Hirtenstab in der Hand, das mit seiner Herde auszieht, um seine Welt zu erobern.

Dann sehen wir einander an, Anfang und Ende einer Brücke, und mit einemmal kann ich mein ganzes Leben in diesem Bild umfassen. Dann schweige ich einen Augenblick lang, mit einem leisen Erschrecken, und es wird mir alles bewußt, was ich sonst nicht weiß: der ungeheure Abstand, der uns von unserem Anfang trennt.

In solchen Augenblicken habe ich dies Buch wohl begonnen, lange bevor ich es zu schreiben begann. In der Demut also und in einer leisen Angst, es könnte dies Kind wieder verschwinden am Ende jenes Weges und niemals mehr würde ich es wiedersehen.

Aber nun ist es da. Ich habe es beschworen, aus Lebenden und Toten, mit einem stillen und heiteren Zauber, vor dem Ofenseuer am Abend, wenn die Flamme um das Holz spielt und der Wind im Schornstein flagt.

Zwar weiß ich nicht, wen es angehen wird außer mir. Ich habe ein Gewebe gesponnen und breite es aus. Ich sitze an der Straße, und alle können es sehen. Und wer stehenbleibt und sich niederbeugt, wird vielleicht erkennen können, gleich mir, was Gott geplant hat mit der Mühe und Arbeit einer Menschenhand.

Umbach am Starnberger See,

im Januar 1936

Ursprung und Lebensraum

Sch kann nicht bei den Wurzeln meines Geschlechts beginnen und mich als die Krone unsres Lebensbaumes betrachten, denn ich weiß wenig von unsren Vorfahren. Meinen Großvater gleichen Namens habe ich nie gekannt. Ich weiß von ihm nur, daß er in der Johannisburger Heide lebte, in einem Dorf, dessen Name viele Geheimnisse für mich enthielt; daß er ein einfaches bürgerliches Amt bekleidete und von meiner Mutter als ein «sehr ordentlicher» Mann hoch geachtet wurde; und daß der eigentliche Inhalt seines Lebens in den großen Wasserrägen gelegen zu haben scheint, die er gepachtet hatte und auf deren Inseln und Rohrkämpfen mein Vater den größten, sicherlich aber den schönsten Teil seiner Jugend verlebt haben muß.

An meine Großmutter habe ich eine dunkle und wenig freundliche Erinnerung als an eine schwarz gekleidete,

magere und hoch gewachsene Frau. Wahrscheinlich hat sie mir niemals etwas zuleide getan, sondern mich herzlich geliebt, aber die Wortkargheit, die in unsrem Geschlecht zu Hause ist, hat wohl bewirkt, daß ich sie für streng und unfreundlich hielt, während sie dem Kinde doch nur die Erfahrung voraushatte, daß Schweigen nicht Silber, sondern Gold ist. Sie ist über neunzig Jahre alt geworden, und ich glaube, daß die Erde ihr leichter geworden ist als das Leben.

Von den Eltern meiner Mutter habe ich nur ihren Vater gekannt. Sein Familienname war französischen Ursprungs, und ich schließe nicht nur daraus und aus seinem dunklen Haar, daß hier ein fremdes Blut durch viele Schicksale seinen Weg in unsre mazurische Verschlossenheit gefunden hat. Er besaß einen alten Hof, mit dem eine Gastwirtschaft verbunden war, und muß ein Mann von hoher Rechtlichkeit gewesen sein, die er nicht nur seinen Kindern, sondern auch seinen Enkelkindern vererbt zu haben scheint. Er lebte in Cruttinnen, einem kleinen Dorf zwischen unendlichen Wäldern und am Ufer des durch seine Schönheit berühmten Cruttinnenflusses, und durch viele Jahre meines Lebens ist dieser Ort mir als der Inbegriff des Herrlichen, des Abenteuers und der zauberischen Verschlossenheit erschienen.

Wahrscheinlich enthielt er von allen diesen Dingen nicht mehr als andre Waldörfer meiner Heimat, aber nirgends auf der Welt gab es so viele Seen und Moore,

so viele Reiher und Adler, so viele Jäger mit wunderbar schimmernden Büchsen, so viele uralte Eichen und so viele süße Himbeeren wie auf der zweistündigen Wagenfahrt von unsrem Forsthaus nach dem großelterlichen Hause. Da zog hoch über unsrem Wagen der Fischadler zu seinem Horst, der aus unsrem See die Hechte holte und bei dessen schwarzem Schrei in meiner Brust vielleicht zum erstenmal sich das rührte, was ich das «Unnennbare» hieß. Da lag zur Linken das dunkle Waldgewässer, dessen Tiefe nicht zu messen sein sollte und dessen Fischnutzung uns gehörte. Dort horstete der Schreitadler und dort standen auf unbetretbaren Wiesen die ersten Kraniche, die ich jemals sah. Da schimmerte dann aus finsteren Wäldern der See, bei dessen Anblick ich jedesmal mit Klopfendem Herzen lauschte, ob ich nicht die Glocken hören würde, die in ihm versunken sein sollten. Und dann neigte der Weg sich zur Morawa, einer Graslichtung unter alten Eichen, wo die dunkle Seenkette begann, die bis zum riesigen Muckersee lief, und wo aus dem schwarzen Moorwasser der Seen wie ein Wunder die klare, bewegte und durchsichtige Flut des Cruttimmenflusses entsprang, lauflos strömend, von grauen Holzsteigen überspannt, vom schimmernden Blitz des Eisvogels durchzuckt, von hängenden Wäldern überdacht, aus denen der Ruf der Adler sich flagend hob.

Meine Großmutter muß früh gestorben sein, denn ich habe sie nie gesehen, aber in der Erinnerung ihrer fünf

Kinder hat sie lange gelebt, und wahrscheinlich mehr durch die Güte eines reinen Herzens als durch Strenge oder Schönheit. Sie stammte aus einer Familie, die in ganz Masuren weit verbreitet war und in einzelnen Mitgliedern bis tief nach Polen und Russland reichte, bis der letzte große polnische Aufstand viele von ihnen ins Elend brachte.

Mein Großvater heiratete dann ein paar Jahre später ein zweites Mal, und dadurch wurden wir mit einer Familie verbunden, die sicherlich, nicht nur ihrem Namen nach, polnischen Ursprungs war. Und so kann ich, auch mit bescheidenner Phantasie, mir denken, daß germanisches, slawisches und romanisches Blut sich in mir vereinigt hat, wie ja im Süden meiner Heimatprovinz die Völkerströme seit Jahrhundernten durcheinandergeflossen sind und Jahrhundertelang an dem Gesicht der Nachgeborenen geformt haben, so daß niemand mehr das Gesicht des Ursprungs zu erkennen vermag. Doch stammt mein Vater aus einem großgewachsenen, blonden Geschlecht, und auch unser Name ist entweder vom althochdeutschen ‚fihu hirti‘ – der Viehhirt – abzuleiten oder, sehr viel wahrscheinlicher, von ‚wichart‘, das ist der Kampfeshardt, was mir beides als ein ehrenvoller Ursprung erscheinen will.

Am Rande meiner Erinnerung erscheint schließlich noch eine dritte Familie als ein blutsverwandter Zweig, die meiner Heimat viele tüchtige Lehrer geschenkt hat, die

ohne Zweifel litauischen Ursprungs war und die mich durch ihr hervorragendstes Mitglied, meine Tante Veronika, von Kind an mit der Fülle der Märchen, Sagen und Geschichten beschenkt hat, die von jeher ein Merkmal dieses Volksstammes gewesen sind.

Und dies ist nun alles, was ich von meinem dunklen Ursprung zu sagen weiß. Vielleicht sind diejenigen glücklicher, die den Weg ihres Blutes zurückverfolgen können bis in Jahrhunderte, in denen Sage und Geschichte einander schon die Hand reichen, und es mag wohl Sicherheit und Stolz eines Menschen erhöht werden, wenn er weiß, daß eine seiner Urahnen als Hexe verbrannt worden ist, daß einer seiner Vorfahren auf dem Schafott gestendet hat, nachdem er im Bauernkrieg mit dem Morgenstern das Seinige getan hatte, oder auch daß einer ein Gemeindewesen zur Blüte geführt oder in schwererer Stunde neben seinem König gestanden hat. Aber wenn mich einmal verlangt hat, den Spuren meiner Ahnen nachzugehen, so hat mich noch jedesmal eine dunkle Scheu befallen, den Frieden der Toten zu stören, und ich habe es genug sein lassen an der schmalen Lichtung, bis zu der die erste Erinnerung mich führt, eine Lichtung, auf der meine Eltern stehen und um die der unendliche Wald meiner Heimat sich schweigend aufhebt. Und vielleicht gelingt es mir, aus diesen drei Quellen mein Leben abzuleiten.

Mein Großvater hatte einen Sohn und vier Töchter. Der Sohn empfing auf dem Gymnasium einer Kleinstadt eine gute Schulbildung, wurde Kaufmann und hat es bis zum Prokuristen einer sehr angesehenen Handlung in Königsberg gebracht. Er war somit gleichsam der erste «Abtrünnige» eines Geschlechtes, das den Bezirk seines Lebens in der alten Ordnung von Wald und Feld erblickte. Die Töchter aber heirateten alle in die «grüne Farbe», wie man bei uns zulande sagt, das heißt, sie wurden Försterfrauen. Mein Vater muß, nachdem er bei den Jägern gedient und ein Jahr im Elsaß verbracht hatte, gegen Anfang der achtziger Jahre nach Crutinnen gekommen sein. Dort heiratete er meine Mutter und bekam eine Forstaufseherstelle im Norden der Provinz, wo mein älterer Bruder im nächsten Jahr geboren wurde.

Dieser erste Ausflug in die weite Welt muß meiner Mutter nicht leicht geworden sein. Aus einem gesicherten, behüteten und fröhlichen Haus kam sie in eine einsame Fremde, und in einem halbverfallenen Bauernhaus, dessen eine Hälfte ihre Wohnung war, bei wenig mehr als sechzig Taler Jahresgehalt, die mein Vater empfing, in der düsteren Einsamkeit der litauischen Wälder und Moore mag ihr Hang zur Schwermut sich bereits damals vertieft haben, der dann ihr Leben immer mehr überschattete, bis sie es schließlich, dreißig Jahre später, nicht mehr zu tragen vermochte.

Ich erinnere mich, daß sie mitunter von ihrem ersten Abend in jenem Bauernhaus mit schmerzlichem Lächeln erzählte. Wie da über dem Sofa in der «guten Stube» die Wand sich plötzlich bewegt habe, eine dünne Wand aus Flechtwerk und Lehm, und so lange hin und her geschwankt habe, bis schließlich ein Loch in ihr erschienen sei und in dem Loch der Kopf einer Kuh. Denn nebenan sei der Kuhstall des Bauern gewesen. Meine Mutter mochte wohl gemeint haben, daß an jenem Abend nun das Paradies des Lebens für sie beginne, aber nicht, daß die Kühle nun so dicht an diesem Paradiese stehen müßten. Wahrscheinlich war es für sie der Anfang einer bitteren Erfahrungsreihe, und sie hat bis zum Ende ihres Lebens nie ganz begreifen können, weshalb neben ihren bunten Träumen immer eine so harte und graue Wirklichkeit stehen mußte.

Zu Beginn des Jahres 1887 muß mein Vater dann die Försterstelle in Kleinort bekommen haben, und dort wurde ich am 18. Mai des gleichen Jahres geboren.

Auch wenn es wahr ist, daß in dem Unerkennbaren und Verwirrenden der Welt zunächst die Gesichter der Eltern für ein Kind das immer Wiederkehrende und Bleibende sind, so will ich hier doch zuerst von dem Raum der Erde sprechen, in dem ich aufwuchs und der mich viel mehr geformt hat, als es bei anderen Kindern zu sein pflegt.

Das Haus kann noch nicht lange gestanden haben, als meine Eltern es bezogen. Es war aus roten Ziegeln ge-

baut, mit einem roten Pfannendach, und erwies sich so-
mit schon von fern als ein Erzeugnis fiskalischer Ord-
nung und Dauerhaftigkeit, denn in unsrer Landschaft wa-
ren der Holzbau und das Rohr- oder Strohdach noch et-
was Selbstverständliches. Auch Waschhaus und Stall,
die in einem Abstand den Hofraum abgrenzten, hatten
dasselbe «solide» Ansehen, und nur die Scheune in ihrem
braunen Holzwerk hätte ebenso auf einem Bauernhof
stehen können, und desgleichen ein angebautes Holzhäus-
chen, in dem der Aufenthalt bei 20 Grad Frost nicht ge-
rade zu einem «Lob des Landlebens» begeisterte.

Erst viele Jahre später bewilligte der Forstfiskus, wie
er damals nicht ohne Ehrfurcht genannt wurde, am Nord-
giebel eine hölzerne Veranda mit großen Glasfenstern,
in der naheliegenden Annahme wahrscheinlich, daß ein
Förster, der seinen Dienst ordentlich versehe, so viel in
frischer Luft sein müsse, daß er zu Hause ihrer nicht mehr
bedürfe. Zunächst aber trat man durch eine schwere Tür
in den Hausflur, der einen Ziegelfußboden hatte und
von dem zur Rechten eine Treppe von lebensgefähr-
licher Steilheit auf den Boden, die «Lucht», und, von
gleicher Beschaffenheit, in den Keller führte, die ich
beide in jungen Jahren oft genug kopfüber ausge-
messsen habe.

Aus dem Hausflur, in dessen Dämmerlicht nur der
Riegel mit den Gewehren eine leuchtende Insel des Be-
gehrns war, kam man zur Rechten in die Küche und zur
14

Linken in die «gute Stube», die an der einen Seite noch ein kleines, wenig benütztes «Kabinett» besaß. Dahinter lagen die Wohnstube und das Schlafzimmer der Eltern, ein etwas verbreiterter schmaler Gang, der mir doch mit seiner bunten Tapete und seinem gerahmten Spiegel als ein Märchenpalast erschien, wenn ich in Zeiten der Krankheit ihn allein bewohnte. Auf der Lucht, nach Süden zu, gab es dann eine kleine «Oberstube», mit einem Fenster und einem grünen Kachelofen. Es war der Raum, in dem ich als Kind den größten Teil meiner Wissenschaft und meiner Träume, meiner Schmerzen und Freuden empfangen habe. Alle andre Menschheit, die zu uns gehörte, war durchaus ländlich untergebracht, das Mädchen in der «Schlafbank» der Küche, der Knecht und der Hütejunge im Stall bei Pferden und Kühen.

Auf drei Seiten war das Haus vom Garten umgeben. Es war nach heutigen Begriffen sicherlich ein kümmerlicher Garten, mit ein paar uralten vermoosten Apfel- und Kirschbäumen, etwas jungem Edelobst, das mein Vater gepflanzt hatte, mit spärlichen Beerenbüschchen und ein paar Blumenbeeten. Aber seine Herrlichkeit bestand in einer Reihe alter Fichten, die den Zaun nach Osten und Süden säumten, und in einem Fliederwald, der den Garten nach zwei Seiten abschloß. Und wenn in den schwermütigen Jahren meiner städtischen Verbannung das Bild meiner Heimat vor meinen Augen aufstand, so war es dieser Garten, zu dem meine Blicke sich aufhoben

und in dem mir alles versammelt schien, was das Herz eines Kindes mit Seligkeit erfüllen könnte.

Rings um das Gehöft senkten sich unsre Felder, die fast sechzig Morgen umfassten und um die in unendlichem Schweigen die Mauer des Hochwaldes sich erhob. Nur nach Südosten konnte der Blick weiter hinausgehen. Dort lag zwischen sumpfigen Wiesen, Schilf und alten Erlen unser See und auf der sandigen Höhe dahinter die einzigen Siedlungen, die wir sahen: die drei oder vier Gehöfte des Dorfes Kleinort, Rohrdächer unter uralten Ahornbäumen, und die beiden Gehöfte von Kleinbrück, wo die feindlichen Brüder lebten. Dicht an der Försterei, am Rande des Waldes, zog die alte Landstraße entlang, kam unter alten Kiefern hervor und tauchte in jungen Schonungen wieder unter, die mein Vater schon gepflanzt hatte, und das war nun alles, was wir von der großen Welt zu sehen vermochten.

Ahnung und Anfang

Als ich drei Jahre alt war, wurde uns noch ein Bruder geboren, und es scheint mir nach allen Erzählungen unserer Hausgenossen, als hätten wir in seltener Eintracht Hand in Hand die Eroberung unsrer Umwelt begonnen, in guten und bösen Werken, so treu und unzertrennlich, wie es mitunter in Märchen beschrieben ist.

Aber es war nicht etwa die Geburt meines jüngsten Bruders, bis zu der als zu einem ersten Licht in grauer Dämmerung meine Erinnerung zurückreicht. An der Schwelle meines Bewußtseins steht der Tod meines Großvaters in Trüffinnen. Ich sehe mich zur Nachtzeit in dem schmalen Schlafzimmer meiner Eltern. Eine Kerze brennt und ihr flackernder Schein fällt auf ein gelbliches Papier. Es ist ein Telegramm, das man aus dem Dorf gebracht hat, und meine Mutter ringt die Hände und weint. Dann wird das Haus geweckt, es wird angespannt, die Eltern

und der Knecht fahren ab, und wir bleiben mit dem Mädchen allein.

Dann versinkt wieder alles, und ein paar Tage später erst taucht das Begräbnis aus der Erinnerung auf. Ich glaube, daß es ein schöner Herbsttag ist, sehr blau und warm. Ich sehe einen Saal – für Kinder gibt es ja viele «Säle» – mit vielen Menschen, und in der Mitte steht der Sarg mit dem Toten. Der Deckel ist nach damaliger Sitte noch nicht geschlossen, und ich kann das vertraute und so schrecklich erstarrte Gesicht lange betrachten. Ich begreife nichts. Ich sehe, daß die Menschen weinen, und sehe, daß das Gesicht sich nicht darum kümmert. Ich höre predigen und singen, aber alles dies geht in dem unter, das langsam und unüberstehlich aus Kränzen, Tränen und Farben emporsteigt, das mich umhüllt und langsam zu erwürgen beginnt: in einem leisen, schrecklich fremden und schrecklich süßlichen Geruch, der aus dem Sarge aufsteigt und sich über mich stürzt. Und dann werde ich ohnmächtig und werde fortgetragen, und lange Zeit ist wieder alles im Dunklen.

Was sehe ich weiter? Wir müssen eine meilenlange Wagenfahrt gemacht haben, zu einer Stadt an einem großen See, und ich sehe über graublauem Wasser einen Vogel fliegen, eine Möve wahrscheinlich, und das Bild schmaler Schwingen und des lautlos fallenden und steigenden Fluges, von einem zarten Spiegelbild wiederholt, erfüllt mich mit solcher Seligkeit, daß es haftengeblieben ist bis heute.

Sch sehe die Mutter meines Vaters und ein kleines Mädchen, ihr Enkelkind. Es verlangt, daß ich es auf meinen Schultern trage, und ich tue es, wobei das Gefühl der Schande und des Stolzes einander die Waage halten.

Aus diesen für immer im Dunklen verborgenen ersten Jahren hat man mir auch später nicht viel erzählt, und nur eines habe ich aufbewahrt, weil es nicht eine einzelne Betrachtung, sondern bereits die Summe vieler Erfahrungen enthielt. Danach muß ich ein sehr stilles Kind gewesen sein, immer in einem Winkel schweigsam mit mir beschäftigt, und auch wenn Besuch im Hause war, soll ich auf einer Fußbank in der entferntesten Ecke gesessen haben, den Kopf in die Hände gestützt, in Zusehen und Zuhören verloren. Auch die Unwesenheit vieler Kinder soll daran nichts geändert haben. Mitunter aber, ohne erkennbaren Anlaß, sei ich aufgestanden, auf die Fußbank gestiegen, und von dort aus hätte ich dann lange und glühende Reden an die teils verblüffte, teils begeisterte Versammlung gehalten, gleich einem kleinen Prediger, über den plötzlich der Geist Gottes gekommen sei.

Auch das Räumliche meiner Kinderwelt bleibt lange in Dunkel gehüllt, das Haus, der Garten, der Hof, der Wald. Und nur eines taucht am frühesten aus dem Verhüllten: das Feuer im Küchenherd und darüber der riesige «Mantel». Das war eine Art von Rauchfang, der in der ganzen Größe des Herdes etwa meterhoch über diesem begann und sich langsam zu der Öffnung des Schornsteins ver-

engte. Er war schwarz und glänzend von Raß und Rauch, und wenn die Flamme einmal höher hinaufschlug, funkelten rote Lichter in seiner feuchten Schwärze, und einzelne Funken stoben hinauf und verschwanden im bereits Überweltlichen.

Dort habe ich wenn nicht die ersten so doch die ein dringlichsten Märchen in mich aufgenommen. Immer war das Bild des ersterbenden Feuers etwas Zauberhaftes für mich, und der flagende und singende Laut verglühenden Holzes war mir vom ersten Bewußtsein an der «Gesang des Feuermannes». Ging aber der Blick darüber hinaus, in den schwarzen Mantelschlund, in dem der Wind mit schauerlicher Klage stöhnte, so hatten die Teufel, Hexen und Zauberer einen kurzen Weg zu meiner zitternden Seele, und ich glaube, daß die Mächte der Unterwelt früh Besitz von mir ergriffen und an meiner Seele gesetzt haben.

Und noch ein Letztes muß ich aus jener ersten Dämmerung berichten, das seine Erklärung und Bedeutung zwar erst viele Jahre später gefunden hat, von dem ich aber weiß, daß es mich damals bereits mit dem dumpfen Gefühl eines Unrechts oder einer Gewalttat berührte hat. Es war natürlich, daß wir unsre Dienstmädchen sehr liebten. Für mich, der ich in einem ländlichen Leben aufwuchs, gab es ja weder «Angestellte» noch soziale Unterschiede, und das noch unberührte Herz umfaßte mit gleicher Liebe alle Lebewesen, die den Raum des

Hausen erfüllten, Menschen und Tiere, Herren und Knechte.

Unter den Dienstmädchen jener Jahre nun ist mir eines in erster und besonderer Erinnerung geblieben, das Lotte hieß und sehr viele Jahre bei uns war. Und nun ist ein Tag im Herbst, und es ist Treibjagd in unserem Schußbezirk. Meine Mutter ist frank und in einer Königsberger Klinik – sie hat ihr halbes Leben in Kliniken zugebracht –, und am frühen Morgen versammeln sich Jäger, Hunde, Wagen und Pferde auf unserem Hof. Da ist ein sehr belebter und sehr freundlicher Forstaufseher, der ein Waldhorn über der Schulter trägt, und ich weiß, daß die Herrlichkeit dieses herrlichen Tages in seinen Händen allein beschlossen ist. Und noch heute sehe ich die Jagdgesellschaft vom Hofe gehen und höre noch heute den unbeschreiblichen Klang des Waldhorns, mit dem das erste Treiben angeblasen wird. Später bricht die Sonne durch den Nebel, ich höre, immer weiter sich entfernend, Schüsse und Signale, und es müßte dieser Tag also als etwas Strahlendes in meiner Erinnerung bewahrt liegen.

Aber das ist nicht so, denn dieser Tag ist von einer dumpfen Unruhe und Ratlosigkeit beschwert. Ich glaube, daß Lotte frank ist, denn ich habe ein verzweifeltes Gesicht vor Augen und ein leises Jammern treppauf und treppab im Ohr. Die Jäger kommen wieder, um die Abendzeit, aber nichts ist fröhlich wie sonst. Sie fahren fort, in das Wirtshaus des nächsten Dorfes, auch das

Waldhorn verschwindet, dieses sicherlich aus dem Himmel Stammende und golden Glänzende, und in einem dunklen, traurigen Nebel schließt die Erinnerung des Tales sich zu.

Aber dann kommt meine Mutter wieder, und es ist irgendein Unglück geschehen. Es gibt Laute und harte Worte, Tränen und Verstörung, und plötzlich ist Lotte fort. Und auf eine unverständliche Weise geht die Tat- sache in mein Bewußtsein über, daß Lotte an dem Abend jenes Tages zwei Kinder geboren hat. Ich kann mir nichts dabei denken, und ich verstehe nur, daß ein von mir geliebter Mensch plötzlich fort ist, unglücklich, verstoßen, ausgelöscht.

Ich könnte sagen, daß hier zum erstenmal die «soziale Frage», wenn man in diesem Fall so sagen darf, in meinem Leben aufgetreten sei, und es scheint, daß der dumpfe Instinkt des Kindes sie bereits in der gleichen Weise beantwortet hat wie Verstand und Erfahrung späterer Jahre lang nachher; als ich bereits erkannte, worum es sich hier gehandelt hatte, hat dieses Ereignis wie ein Schatten über der Liebe zu meiner Mutter gelegen, weil ich nicht dulden wollte, daß auf den Glanz eine Trübung fiel, in dem ihre Gestalt mir erschien.

Und dieses konnte ich nicht verstehen und verzeihen. Ich dachte ja nicht daran, daß Arbeit und Alltag eine andre Lösung wahrscheinlich gar nicht zuließen. Ich hörte zum erstenmal das Wort «Schande» und sah zum ersten-

mal, daß die Schande alles auslöschte, was gewesen war, Arbeit und Treue, und daß sie den Betroffenen in Unglück und Elend stieß.

Ich habe Lottes Nachfolgerinnen ebenso liebgehabt wie diese, aber ich weiß, daß ich lange Zeit nachher jeden Abend gebetet habe, sie möchten doch keine Kinder bekommen und mir so wieder entrissen werden. Was dann wohl auch, wenn meine Erinnerung mich nicht täuscht, nicht mehr eingetreten zu sein scheint.

Erst mit dem Auftreten des «Geistes» beginnt in meiner Erinnerung die mattschimmernde Kette der Begebenisse sich Glied an Glied zusammenzuschließen, das heißt, der Tag, an dem wir mit unsrer ersten Erzieherin zum erstenmal am Schultisch in der Oberstube saßen, ist auch der Beginn meines eigentlich bewußten Lebens. Aber vorher glaube ich noch ein paar traumhafte Erinnerungen erwähnen zu müssen, weil in ihnen mehr als etwas zufällig Bewußtes enthalten ist: meine erste Liebe und meinen ersten Haß, mein erstes Grauen und meine erste Berührung mit der Kunst.

Ich habe viel geliebt als Kind. Meine erste Liebe nun war eine Frau aus jener Familie polnischen Ursprungs, die ich bereits erwähnt habe. Sie war, wenn ich mich richtig erinnere, mit einem Kaufmann verheiratet, ist später ins Reich gezogen und hat ein schweres Leben gehabt. Ich habe sie nur ein oder zweimal gesehen, und zwar im Hause meines Großvaters in Crutinnen. Sie soll eine

sehr schöne Frau gewesen sein, aber ich habe nur ein bleisches, stilles Gesicht in der Erinnerung, mit einer goldenen Kette um den Hals, sehr sanfte Augen, und ich weiß, daß ich sie ganz tief in meiner Seele «marmorn» nannte. Ich hatte niemals ein Stück Marmor gesehen und weiß auf keine Weise, wie ich dazu kam, mich so früh eines altertümlichen poetischen Vergleiches zu bedienen, aber ich weiß, daß ich stundenlang kein Auge von ihr wandte und daß mein Leben für viele Monate in ihrem Dasein beschlossen war.

Vielleicht war es ein natürlicher Ausgleich meiner frühen Liebesfähigkeit, daß auch der Haß schon meine Seele erfüllen konnte, als ich noch gar nicht wußte, was das Wort bedeutete. Zu meiner Kinderzeit lebte der größte Teil der einsamen Dörfer unsrer Landschaft von der Waldarbeit, und es geschah oft um die Abendzeit, wenn wir etwas entfernter vom Hause noch mit unsren Spielen beschäftigt waren, daß die heimkehrenden Walddarbeiter an uns vorüberkamen, von denen wir jeden kannten und die uns immer ein freundliches Wort zuriefen. Unter diesen nun war einer, dessen Namen und Aussehen ich längst vergessen habe, aber der niemals an uns vorüberging, ohne daß er uns etwas Unsaubereres an Wort oder Gebärde zuwarf. Es war bemerkenswert, daß wir weder das eine noch das andre verstanden. Da wir mit anderen Kindern keinen Umgang hatten und auch unsre Dienstboten eine natürliche Achtung vor unsrer Unschuld gehabt

haben mochten, so wußten wir sehr lange nicht, was gut und böse ist, aber es schien sehr früh ein feines Schamgefühl in uns lebendig zu sein, und wir wußten, vielleicht nur aus dem Gesichtsausdruck eben dieses Waldarbeiters, daß eine unreine Freude ihn dazu trieb, alles Reine zu trüben, das ihm begegnete.

Und gegen diesen Menschen empfand ich meinen ersten Haß, der so weit ging, daß ich ihm den Tod wünschte. Dieser kindliche Wunsch hat über sein Leben keine Macht gehabt, aber ich weiß, daß seine Gestalt lange Zeit wie ein Schatten über unsren Spielen gelegen hat und daß eine ganz tiefe Glückseligkeit uns erfüllte, wenn wir an manchem Abend in der tröstlichen Gewißheit einander ansahen: «Heute hat er nichts gesagt».

Auch mein erstes Grauen reicht weit zurück, weiter noch als meine erste Erkenntnis des Todes, und doch war es mit diesem verbunden. Es war damals wie überall auf dem Lande üblich, daß die winterlichen Hausschlachtungen von einem Fleischer der Umgegend vorgenommen wurden, und dieses Mannes wie seines blutigen Handwerks erinnere ich mich mit einem dumpfen Gefühl, das ich nicht anders als grauenvoll nennen kann. Es kann nicht allein der Tod eines Tieres gewesen sein, denn niemals hat ein totes Wild, das mein Vater heimbrachte, dieses Gefühl in mir erweckt. Es muß die Zurüstung zum Töten gewesen sein, eben das Handwerksmäßige, und wohl auch der Einbruch des Todes in den friedenvollen

Bezirk häuslicher Gemeinschaft, zu der ja auch die Tiere gehörten, was mir den Vorgang nicht als etwas Natürliches, sondern als einen Mord erscheinen ließ.

Aber ich will mich nun zu einer freundlicheren Erinnerung wenden, damit man nicht denke, alles Erste meines Lebens sei in Dunkel und Angst getaucht. Die erste Beseligung durch die Kunst habe ich von der Musik und, etwas später, glaube ich, von der Zeichenkunst erfahren, während die Dichtung erst in mein Leben trat, als mit der ersten Erzieherin auch die ersten Werke der Dichtkunst in unser an Büchern sehr armes Haus kamen.

Es ist mir immer seltsam erschienen, daß der Mensch, aus dessen Flötenspiel ich eine bis zu Tränen reichende Erschütterung gewann, ein schlechter Mensch war. Es war ein Schwager meines Vaters, ein Zollbeamter von der russischen Grenze, verschuldet und dem Trunke ergeben, und ich erinnere mich, daß er später versucht haben muß, meinen Vater zu einem unehrlichen Handel zu reden, vielleicht zu einer falschen Angabe in einem Erbschaftsstreit, der unsrem Verwandten zu einem unredlichen Gewinn verholfen haben würde. Er hat unser Haus dann, als mein Vater sich weigerte, mit einem tiefen Haß bedacht, und es muß sich ein Prozeß daran geschlossen haben, den mein Vater zuerst gewann und dann verlor und dessen Folgen als ein finsterer Schatten lange über unsrem Hause gelegen haben.

Ob er sehr schön gespielt hat, weiß ich nicht. Aber ich

weiß, wie unvergeßlich es war, als er in einer Dämmerstunde zum erstenmal die Flöte in den Händen hielt, ein Instrument, das schon in seinem Äußerem mit dunklem Holz und silbernen Klappen von seligen Geheimnissen erfüllt war. Und als dann die erste Melodie unter seinen Händen geboren wurde und sich aufhob und den ganzen Raum mit ihrer dunklen Schönheit erfüllte, erbebte etwas in mir, das ich bis dahin nicht gekannt hatte und vor dem es eine Rettung nur in dem geben konnte, was ich die ersten «seligen Tränen» nennen möchte.

Sch glaube nicht, daß man mich verstand, ja ich erinnere mich, daß man mich tadelte und verspottete, weil meine träumerische und weiche Art meine Eltern mit früher Sorge erfüllen möchte. Und doch war etwas Großes geschehen: eine neue Welt hatte zum erstenmal ihre Tore vor mir aufgetan, und niemand wußte, daß ich ihr verfallen bleiben würde.

Um etwa die gleiche Zeit ist die Musik noch einmal, und zwar in einer vielfach verstärkten und berauschenderen Form in mein Leben getreten. Es muß damals ein Orchester aus einer entfernten Stadt durch unsre Landschaft gezogen sein und auch in Dörfern, in denen ein Saal vorhanden war, Konzerte gegeben haben. Und wiewohl ich alle mit meinem Leben nur flüchtig verbundenen Namen in kurzer Zeit zu vergessen pflege, so weiß ich doch heute, nach mehr als vierzig Jahren, daß der Leiter dieses Orchesters Poppek hieß. Ein gewiß gänzlich ungenia-



ler Name, doch reichte er aus, um mich in eine Verzauerung ohnegleichen zu ziehen.

Bei diesem Konzert, zu dem meine Eltern mich mitnahmen, erfuhr ich zum erstenmal das Berauschende des Klanges, und auf eine gleich unwiderrückliche Weise muß das Bild der Instrumente auf mich gewirkt haben, die ich in den Pausen auch aus der Nähe sehen durfte. Und wiewohl der Glanz und die zum Teil mir ungeheuerlich erscheinenden Formen der Blasinstrumente mit fast den Altem nahmen; obwohl die bescheidene Gestalt der Flöte nun weit hinter den prächtigeren Gestalten der Klarinetten, Oboen und Fagotts versinken mußte; obwohl die ernste Würde des Cellos und die fast drohende Majestät des Kontrabasses mich mit einem Schauer der Ehrfurcht erfüllten: so erinnere ich mich doch, daß meine glühende und verzauberte Liebe den Geigen gehörte, die auf eine so zärtliche und behutsame Weise an die Brust gedrückt wurden und aus deren Saiten Töne gelockt wurden, die ich noch niemals vernommen hatte, und von denen ich glaubte, daß nur vom Himmel Herabgestiegene sie spielen könnten.

Es ist mir, als hätte ich jahrelang von der Erinnerung an dieses Konzert gelebt, das heißtt, daß mein äußeres Leben wohl fortgefahren sei, die alltäglichen Kinderwege zu gehen, aber daß meine Seele sich nur von dem Nachklang dieser Töne genährt und eine unendliche Sehnsucht in mir zurückgelassen hätte. Und daß alle Kunst «Nachahmung der Natur» sei, habe ich dann früh auf eine kind-

liche Art zu beweisen versucht. Es war natürlich, daß ich mit Tränen und Beschwörungen meine Eltern zu bewegen versuchte, mir eine Geige zu schenken. Aber der Kauf einer Geige wäre für sie wohl dasselbe gewesen wie für mich heute der Kauf eines Dzeandampfers. Und da Kinder und Liebende immer der Meinung sind, ohne bestimmte Dinge nicht weiterleben zu können, so machte ich mich eben daran, mir selbst eine Geige zu bauen. An Zigarrenkisten war kein Mangel in unserem Hause, und wahrscheinlich hat ein gutmütiger Knecht mir geholfen, den Hals der Geige mit ihrem etwas primitiven Leib zu verbinden. Alles andre gelang meinen eignen Kräften; denn Pferdehaare zu Saiten zusammenzudrehen, war eine geringe Kunst, und unsre alten Kirschbäume waren gern damit einverstanden, daß ihr Harz zur Abwechslung nicht von mir gegessen, sondern, in erhärtetem Zustande, als Kolophonium benutzt wurde.

Ich weiß nicht, wann Stolz, Seligkeit und Zweifel größer gewesen sein mögen, ob in der Stunde, als ich die Handschrift meines ersten Romans beendete, oder in dem Augenblick, als ich meine erste Geige unter das Kinn hob und zum erstenmal den Bogen über die dunklen, geslochtenen Saiten gleiten ließ. Nur die Wirkung auf das Publikum scheint in beiden Fällen nicht den Erwartungen des Schöpfers entsprochen zu haben. Denn kaum hatte ich eine Weile auf der Schlafbank in der Küche gesessen und aus meinem Zauberkasten unvergängliche Melodien

hervorgelockt, als unser Mädchen Umalie, das einen besonders vertrauten Platz in meinem Herzen einnahm, von einer natürlichen Erschütterung ergriffen wurde, nur daß diese sich nicht in Tränen, sondern in einem immer zunehmenden Gelächter äußerte.

Zuerst habe ich wahrscheinlich fassungslos den Bogen sinken lassen, dann aber, im Kern meines künstlerischen Wesens getroffen, habe ich es wohl darauf ankommen lassen, ob der Glut meiner Seele nicht gelingen würde, den Widerstand der stumpfen Welt zu besiegen und in die Augen einer ländlichen Dienstmagd dieselben Tränen zu drängen, die die meinigen zu erfüllen begannen. Dann aber, als ihr verruchtes Gelächter nicht aufhören wollte, erfaßte mich zum erstenmal der heilige Zorn des Genies, und ich verdammte sie mit den schwersten Worten, die mir aus der Kenntnis der Bibel zu Gebote standen. Ja, ich erinnere mich, daß ich mehrmals hintereinander ausrief: «Ich verfluche dich!», wobei sich der Schauder über eine solche Verdammung mit dem trostlosen Schmerz über eine völlige Niederlage meines Wesens auf eine höchst gramvolle Weise vermischt.

Ich habe dann meine Geige genommen und bin in den Wald gegangen. Dort lächelte niemand, dort hielt sich niemand die Ohren zu. Und als ich dann ganz still in den Ultag zurückkehrte, war ich wohl etwas unglücklicher, aber auch etwas bescheidener in meinem Anspruch auf den Kranz unter den Sternen geworden.

Schließlich muß ich, da von der Musik die Rede ist, noch mit Dankbarkeit der «Böhmischen» gedenken, die im Sommer ein- oder zweimal aus den Wäldern auf unsrem Hof auftauchten, drei oder vier Stücke spielten, mit viel Brot und wenig Geld gelohnt wurden und dann wieder in den Wäldern untertauchten, so wie die Engel zu ihren Himmelswohnungen zurückzukehren pflegen. Sie hießen die Böhmischen in alter Erinnerung an Zeiten, in denen die Musik meiner Landschaft nur von kleinen Wanderkapellen jenes musikbegnadeten Volkes vermittelt wurde. Auch zu meiner Kinderzeit gab es noch dunkel und fremd anmutende Gestalten unter diesen Musikanten, aber die meisten stammten wohl aus einer braven Kleinbürgerstadt unsres Vaterlandes, und nur der Name war ihnen geblieben, der Zauber des heimatlos Schwebenden und des Zuhauseseins im Reich der Töne.

Mitunter war ein Mädchen oder eine Frau bei ihnen, die die Harfe spielten, meistens verwitterten wenn nicht verwüsteten Aussehens, aber ich fürchte, daß die unendliche Trauer, mit der ich sie alle wieder in den Wäldern verschwinden sah, nicht nur den Klängen galt, die mit ihnen verstummt und versanken, sondern auch diesem Frauenbild, das für mich wahrscheinlich in einer göttlichen Schönheit leuchtete.

Auf dem Gebiet der «bildenden Kunst» ist meine erste Erinnerung an die Erscheinung des Todes gebunden. Die Frau unsres Oberförsters war in jungen Jahren gestor-

ben, und da er uns Kindern immer mit einer besonderen Freundlichkeit zugeneigt war, so trug ich auch eine tiefere Trauer um sein Leid, als es sonst wohl der Fall gewesen wäre. Die Beerdigung fand an einem kalten und hellen Winterfage statt, meine Eltern waren im Schlitten nach dem Trauerhaus gefahren, und ich sahe mich plötzlich an dem Tisch in unsrer Wohnstube sitzen, eine große doppelseitige Abbildung aus der «Gartenlaube» vor mir, die die Aufbahrung Kaiser Wilhelms des Ersten darstellt, und mich mit Leidenschaft und einer gewiß seligen Hingabe bemühen, auf einen weißen Bogen zu übertragen, was dort als eine düstere und glänzende Verklärung des Todes vor mir stand.

Bei aller Traurigkeit des Tages und auch des gewählten Gegenstandes muß mich doch eine tiefe und ganz reine Beglückung erfüllt haben, ähnlich dem Gefühl dessen, der das Tor zu einem unbekannten Land der Verheißung aufschließt, denn noch heute erinnere ich mich der fast atemlosen Seligkeit, mit der ich mein Blatt sich mit Formen und Gestalten füllen sah. Kein Zweifel, daß ich mein Werk für ebenso vollkommen hielt wie die Vorlage, und kein Zweifel auch, daß mir hier, auf eine kindliche und unbewußte Weise gelang, mich durch die Hingabe an ein Kunstwerk über das Verstörende der Todeserscheinung hinwegzuretten, ja, aus ihr eine freudige Trostlichkeit zu gewinnen.

Dies also, alles in allem, ist das erste Bild meiner

selbst, das ich aus Dunkelheit und Ahnung herauszuheben vermag. Ein enger Kreis des täglichen Lebens, in dem ein stilles Kind sich still bewegt. Weder Größe der Ereignisse noch der Verhältnisse, noch der Menschen. Eingebettet in die grenzenlosen Wälder, in den Lauf der Jahreszeiten, in die Liebe einer kleinen Gemeinschaft, früh dem Leid und den Träumen hingegeben, früher Erschütterung fähig, fromm und noch sündenlos. Aber alles schon leise beschattet von einer gegenstandslosen Sehnsucht, dem Alltag nicht immer gewachsen, kein Held und kein Eroberer, mehr betrachtend als tätig, früh geneigt, Besonderes zu verklären und vor dem Wirklichen in das Unwirkliche zu flüchten. Noch zwingt ein behütetes Leben nicht zu Entscheidungen, keine Spielgefährten zu tapferer Behauptung, kein Schicksalsschlag zu früher Bewährung. Noch kann die Pflanze wachsen, wie ihr inneres Gesetz befiehlt, und manches treibt schon ins Uferlose, was später in harter Zucht beschnitten werden muß. Aber noch ist dies alles ungewußt und also ohne Schatten, und erst der Beginn der Schule bringt eine fremde Welt an die Grenzen der Kinderwelt heran, stellt Pflicht, Lohn und Strafe vor die verwunderten Augen und öffnet den Blick in ein neues Land, über dem in der Erinnerung eine neue Sonne aufzugehen scheint, der wir entgegengehen, immer schneller und ungeduldiger, und die doch wie die alte Sonne jeden Abend untergeht, ohne daß es gelungen ist, die Hand an ihren glühenden Saum zu legen.

Von Büchern und Buchgelehrten

Ich glaube, daß über meiner Kindheit eine große Stunde anbricht, als ich zum erstenmal an einem Tisch sitze, dessen feierliche Zurüstung mir bedeutet, daß hier kein Spiel, sondern die Arbeit beginnt; als nicht die Gestalt der Mutter mir gegenübersticht, sondern ein fremder Mensch, dessen Hände Tafeln und Hefte und Bücher sorgfältig zurechtrücken und dessen Augen mit einer Mischung von Strenge, Nachsicht und Stolz in diejenigen Augen blicken, die nun die Enthüllung aller Wunder der Erde und des Himmels gläubig und ahnungsvoll erwarten.

Ich glaube, daß unsre erste Erzieherin weder vom kategorischen Imperativ noch von den Herbartschen Formalstufen etwas wußte, und ich nehme an, daß das nur zu unserem Besten gedient hat. Denn es hatte weder die Einfachheit ihres Denkens noch die Güte ihres Herzens verkümmert, und es ließ ihr die schöne Freiheit, mit drei

gläubigen und auf eine innerliche Weise neugierigen Kindern in ein Land hineinzutwandern, das ihr zwar wohlbekannt sein möchte, das aber für die Geführten bei jedem Schritt voller Wunder war, so daß ein Teil des Glanzes, der unsre Augen erfüllte, auch auf sie wieder zurückfiel und ihr armseliges und einsames Leben verschonte. Und da hinter der Tür der Oberstube weder die majestätische Gestalt eines Direktors noch gar die göttväterliche eines Schulrates bereit stand, unvermutet einzutreten, um nachzuprüfen, ob die heiligen Gesetze der Pädagogik auch geachtet und bewahrt würden, da vielmehr von draußen nur die Töne und Geräusche eines ländlichen Lebens herein drangen und vor dem offenen Fenster die hohen Fichten wie immer rauschten: so begannen wir in einer schönen Freiheit die erste Wanderung in das Reich des Geistes, bereit, jedes Wort aus dem Munde der Führerin als ein Evangelium zu betrachten und gewillt, jeden Buchstab, den wir malen sollten, zu einem unvergänglichen Kunstwerk zu gestalten.

Dieser mein Eintritt in eine Welt, in der ich später zu Hause sein sollte, die Welt des Verstandes und der Phantasie, der ersten Wissenschaft und der ersten Kunst, ist mir in der Erinnerung von einem unvergänglichen Schimmer der Glückseligkeit umgeben. Es mag wohl sein, daß der Durst ganzer Geschlechter, die in ein tätiges Leben gezwingt worden waren, sich in mir gesammelt hatte und daß meine Seele nun trank, was so viele andere meines

Blutes vor mir nicht hatten trinken dürfen. Wohl war ich in der Welt der Märchen und auch ein wenig in der der Bibel bereits kein Fremdling mehr, aber was sich mir nun eröffnete, schien mir das ganze Weltall zu umfassen, und zu den kühleren Fertigkeiten, des Schreibens, des Lesens und des Rechnens etwa, trat nun der lange Zug der Gestalten aus Sage und Geschichte, aus den beiden Testamenten und aus dem unermesslichen Reich, das die Dichter aus dem Nichts geschaffen hatten.

Alles bezauberte, vieles ergriff, manches erschütterte mich. Aber nichts hat mit solcher Kraft und Innigkeit in jenen Jahren an meiner Seele geformt und gebildet wie das Buch der Bücher. Ich weiß nicht, ob die stille Kunst der Lehrerin oder meine Phantasie verursachten, daß ich alle diese Menschen und Geschehnisse nicht in die Ferne einer grauen Vergangenheit hielte, sondern sie bis in den Bereich meiner Hände zu mir nahm; daß der Stern von Bethlehem über unsrem Stalldach leuchtete; daß die Ahrenleserin Ruth über unsre Roggenstoppel ging; daß Joseph seine Brüder mit dem Silberbecher dort einholte, wo die Landstraße aus unsren Wäldern trat; und daß auf unsrem Hofe der Hahn krähte, bei dessen Ruf sich Petrus umwandte, um bitterlich zu weinen. Vermutlich wird es so gewesen sein, daß die Einfachheit und Ewigkeit der biblischen Gestaltung so groß war, daß sie alle Räume und Zeiten übersprang und nach zweitausend Jahren in der Seele eines Waldfindes dasselbe Licht entzündete, das

über so vielen Völkern und Ländern geleuchtet hatte wie am ersten Tag.

Nein, ich schämte mich der Tränen nicht, die ich über den Blättern der Bibel weinte. Um wieviel ärmer und kälter wäre mein Leben doch geworden, wenn ich damals nicht imstande gewesen wäre, mich mit so grenzenloser Leidenschaft an jene Welt hinzugeben, in der gesündigt und getötet wurde wie zu aller Zeit, aber in der auch geliebt, versöhnt und begnadigt wurde, und in der dies alles in einer Sprache geschah, die uns noch heute glauben lässt, daß Gott durch den Mund der Sprechenden sich geoffenbart haben müsse.

Nach heutigen Maßstäben würde diese unsre erste Führerin in dem Reich des Geistes auf der Stufenleiter des Wertes wahrscheinlich eine der untersten Sprossen einnehmen müssen. Sicherlich war sie kein Genie und sicherlich besaß sie Eigentümlichkeiten, die in der «guten Gesellschaft» nur mit Vorsicht wiedererzählt werden können. Ich erinnere mich zum Beispiel, daß sie eine leidenschaftliche Flohjägerin gewesen sein muß, ähnlich wie es in bestimmten Ländern unsrer Erde leidenschaftliche Kopfjäger gibt. Denn am Morgen, sobald wir die Oberstube zum Unterricht betraten, die bei unsren beschränkten räumlichen Verhältnissen auch ihr Wohn- und Schlafzimmer war, konnten wir täglich auf dem Rand des Schultisches, in «Reihen zu einem» sorgfältig geordnet, die Flöhe erblicken, die sie in der Nacht gefangen und getötet

hatte. Wo die Toten dann blieben, weiß ich nicht mehr, aber es ist mir, als sei die gute Laune unsrer Pädagogin sehr erheblich davon abhängig gewesen, ob die Beute auch groß genug war, und es kann wohl sein, daß wir ihr infolgedessen am Abend nicht nur eine gute Nacht, sondern auch eine gute Jagd gewünscht haben.

Nach ein paar Jahren ist diese gütige Führerin unsrer ersten geistigen Schritte dann lauflos aus unsrem Leben verschwunden. Wenigstens bewahre ich keine Erinnerung an ihren Abschied.

Von ihrer Nachfolgerin weiß ich, daß sie aus Pommern stammte, daß sie groß und hager und immer schwarz gekleidet war, und daß sie der erste fremde Mensch war, der uns mitunter schlug, und zwar mit einer besonders harten, fast hölzernen Hand. Es mag daher kommen, daß ich von der Provinz Pommern lange Zeit eine sehr merkwürdige Vorstellung gehabt habe, als von einem Land, in dem schwarz gekleidete Menschen nur Schinken essen und in den dazwischenliegenden Pausen kleine Kinder prügeln.

Diese knochige und gewaltfältige Dame verschwand sehr schnell aus unsrem Gesichtskreis, da auch meine Eltern wahrscheinlich mit ihrer handfesten Pädagogik nicht einverstanden waren. Und es beginnt insofern ein neuer Abschnitt unsres Geistesweges, als von nun an unsre Führung nur männlichen Händen anvertraut wird. Sicherlich zu unserem Segen, denn obwohl wir begabt und

guten Willens waren, so darf doch nicht vergessen werden, daß wir in der Wildnis aufwuchsen, daß wir mit sechs Jahren zu rauchen und zu schießen begannen, daß wir drei einige Brüder waren, sehr stark in unsrer Einigkeit, und daß neben der Gestalt der Ehrenleserin Ruth auch etwa die Gestalt des jungen David uns ergriff und zu einer wenn auch unvollkommenen Nachahmung seiner Taten reizte.

Ob nun zwar die männlichen Erzieher, die in unsre Waldeinsamkeit verschlagen wurden, auch immer die starke und kluge Hand besaßen, die nötig ist, um junge Pferde vor dem Wagen zu halten, will mir nicht ganz sicher erscheinen. Fast alle waren Theologen und fast alle waren ein bißchen schwindföhlig, und ich glaube, daß diese Mischung geistiger Erhabenheit und körperlicher Erdenschwere nicht allen Lebenslagen gewachsen war, die sich in unsrer Oberstube und in unsren Wäldern von selbst ergaben.

Denn schon ihre Krankheit, so harmlos sie sicherlich war und so wenig wir mit dem Namen anfangen konnten, den man ihr damals beilegte, war uns doch schon aus einem Grunde anziehend: weil nämlich die damalige ärztliche Wissenschaft sich zu ihrer Heilung eines Apparates bediente, der sowohl in seinem Aussehen als auch in seiner Anwendung unsre höchste Teilnahme erweckte. Denn man wird sich vorstellen können, daß ein Inhalationsapparat, aus dessen Rohr Dampf aufsteigt und über dem sich der

einatmende Mund eines Hauslehrers befindet, die Augen dreier Waldkinder mit der gleichen brennenden Hingabe auf sich versammelt, wie die Augen eines Negerstamms sich auf eine Spieluhr richten mögen, die unter den Händen des weißen Mannes so unbegreifliche Töne von sich zu geben beginnt.

Und mit der Geselligkeit der gleichen primitiven Neugierde machten wir uns also zunächst daran, dieses Bauertvesen in unbeobachteten Stunden auseinanderzunehmen, um seine «Seele» zu entdecken, was weder ihm noch uns besonders gut bekam. Dann aber trieb ein gesunder Wissensdurst uns weiter, und wir ergänzten die von medizinischen Autoritäten vorgeschriebene Heilflüssigkeit durch Zutaten, in deren Auswahl eine frühe Hochschätzung der Naturheilkunde sich ahnungsvoll verkündete. Dass wir zunächst auf Ameisen eier verfielen, war sicherlich ein so naheliegender wie grossartiger Einfall, aber weshalb wir dann zu jungen Heuschrecken übergingen, vermag ich heute nicht mehr mit zureichenden Gründen zu erklären.

Die Hauslehrer, als Männer strenger Wissenschaft, nahmen zu unsren Methoden natürlich eine ablehnende Haltung ein, das heißt, sie erwiderten sie mit ein paar ordentlichen Ohrfeigen, wodurch aber unser freundliches Verhältnis niemals auf die Dauer getrübt werden konnte.

Die größte Dankbarkeit bewahre ich dem Leżen aus

der nicht kleinen Reihe dieser unserer geistigen Führer. Über den anderen liegt in meiner Erinnerung ein dunkler Schein der Melancholie, der Makel einer leisen körperlichen Unvollkommenheit oder Gebrechlichkeit, der sie verhinderte, unser Anführer auch in unsren Spielen, Expeditionen und Kriegszügen zu sein, und da wir als natürliche Kinder von den Führenden Vollkommenheit verlangten, so nahmen wir in die Ganzheit unseres Lebens nur diesen Letzten auf, der auch, soweit ich weiß, keinen Inhalationsapparat besaß, sondern das ihm nötige Lebenselixier unmittelbar aus Gefäßen zu sich zu nehmen liebte, die einen starken Duft verbreiteten, wozu er dann etwa jeden Monat einmal in die benachbarten Dörfer sich aufmachte, aus denen er nach ein oder zwei Tagen in reumütigem und etwas verwüstetem Zustande wieder heimkehrte.

Dieser »Letzte der Mohikaner«, in seinem äußerlichen Bild durch dunkles Haar, einen schwarzen Kneifer und ungeheuerlich breite, flatternde Beinkleider von gelblicher Farbe ausgezeichnet, war ohne Zweifel ein hochbegabter Mensch, und er besaß den großen Vorzug, daß diese Begabung bei ihm alle nur denkbaren Gebiete umfaßte. Von ihm lernten wir nicht nur die Grundlagen der französischen Sprache und der Mathematik, sondern ebenso die Kunst des Schnitzens und der Laubsägearbeit, der Katalpultanfertigung und der Herstellung einfacher Schleudern, die aus einem oben gespaltenen Haselnußstock be-

standen, in den ein Stein geklemmt wurde, der sich dann bei einem Geschick auf unwahrscheinliche Entfernungen schleudern ließ. Womit wir dann dem Ideal des jungen David schon erheblich näher rückten. Auch lernten wir unter seiner Anleitung drei bis vier Meter lange Haseltüten oben mit einer kleinen Lehmkugel umgeben, die sich dann auf eine wunderbare Weise und Entfernung gegen Fensterscheiben verwenden ließ, auch wenn dahinter gerade der Kopf des Erfinders auftauchte und etwas besorgt nach seinen Böglingen ausschaute.

Auch war uns an diesem unserem Führer besonders lieb, daß er nicht immer Lust hatte, mit uns zusammen den vorgeschriebenen und harten Weg der Pflicht zu wandeln, sondern daß er es oft vorzog, aus dem Fenster der Oberstube ein Wettschießen mit Katapulten nach allem zu veranstalten, was sich im Garten bewegte. Während der Schulstunden natürlich, weil ihm dies als eine frühe Form des «Arbeitsunterrichtes» erscheinen möchte. Sicherlich hat es mir gut getan, daß ein paar Jahre lang eine starke und fröhliche Hand mich aus dem gefährlichen Hang zur Träumerei herausgerissen und vor Aufgaben und Proben gestellt hat, die sich an eine andre Seite meines Wesens wendeten, und wiewohl das Leben des Waldes ohnehin ein starkes Gegengewicht gegen das Leben des Geistes in meinem Dasein war, so verdankte ich doch dem Letzten der Mohikaner, daß nicht das eine mir als Neigung und das andere als Pflicht erschien, sondern daß

beide ihre Ehren hatten, nach denen zu trachten in seinen Augen gleich verdienstlich war.

Sch erinnere mich nur einer einzigen Trübung unsrer Harmonie der Seelen und die konnte dem am meiststen Betroffenen denn auch nicht verdacht werden. Es kam ihm nämlich bei einer großen Schneeballschlacht auf dem Hof der Wunsch an, jenes kleine Häuschen aufzusuchen, von dem ich als einem stillen ländlichen Zufluchtsort bereits bei der Beschreibung unsres Gehöftes gesprochen habe und dessen Tür durch ein ausgeschnittenes Herz geschmückt und veredelt war. Es war natürlich, daß wir seinen Aufenthalt in der dämmrigen Zelle achteten und ebenso natürlich, daß wir seinen Austritt aus ihr mit einem Indianergebrüll und einem zusammengefaßten Vernichtungsfeuer begrüßten. Zuerst ging dabei sein Kneifer in Trümmer und nach einigen weiteren Treffern seine beherrschte Haltung, so daß er wie ein rasender Pölyphem, aber mit größerer Gewandtheit, sich auf uns stürzte und durch nachdrückliche Brachialgewalt das gestörte Gleichgewicht zwischen Erzieher und Böblingen wiederherstellte.

Sein Abschied von uns scheint mir in der Erinnerung von einer leisen Tragik umwichtet. In allen Jahren seines Lebens bei uns muß meine Mutter wohl mit Geduld und Strenge versucht haben, ihn von seinen monatlichen Wanderungen in die umliegenden Dörfer zu heilen, und vor seiner Abreise hat er ihr das feierliche Versprechen

gegeben, nicht mehr zu trinken. Wir sahen seinen kühnen Schlapphut und seine flatternden Beinkleider voller Trauer am Horizont unsres Lebens verschwinden, aber die erste Nachricht, die uns über ihn wieder erreichte, besagte leider, daß man ihn in der nächsten kleinen Stadt aus der Postkutsche hatte heben müssen, und so wird er wohl trotz froher Wissenschaft und vielen Künsten immer schneller den Weg ins Elend gegangen sein. Einer der vielen, die aus östpreußischen Gutshäusern und Forstgehöften nie mehr zu Arbeit, Pflicht und Härte zurückgefunden haben.

Sein Abschied bedeutete auch in meinem Leben mehr als das allmäßliche Erlöschen eines Erinnerungsbildes. Mit ihm endete für uns das Paradies unsrer Kindheit, denn sein so fröhliches Dasein hatte leider den traurigen Zweck, uns für die Schule der Großstadt zu rüsten, und wenige Wochen, nachdem die Postkutsche ihn durch eine ihm wahrscheinlich selig beglänzte Landschaft von dannen geführt hatte, rollte unser Jagdwagen sechs Meilen weit mit uns zu unsrer nächsten Eisenbahn, und diese immer weiter und weiter mit uns aus den Wäldern der Kindheit in eine andere Welt, wo andere Götter herrschten, von denen man uns wohl erzählt hatte, aber die doch in einem unwirklichen Nebel geblieben waren, weil weder Vater noch Mutter, weder Knecht noch Mädchen genaue Kunde von ihnen hatten.

Aber ich bin der Zeit vorausgeeilt, und es darf ja auch die Erinnerung an meinen geistigen Anfang sich nicht auf

die Menschen beschränken, die mich über die Schwelle führten, sondern muß auch das umfassen, was sie mir nun darboten. Und wenn ich versuche, aus der Dämmerung dieser fünf ersten Erziehungsjahre das herauszuheben, was mir in der Erinnerung, außer der Bibel, am meisten beglänzt erscheint, so kann ich nicht verschweigen, daß die entscheidenden Bücher meiner Kindheit in einer seltsamen Reihenfolge zu mir gekommen sind. Denn nach der Bibel fiel mir eines sehr frühen Tages aus den spärlichen Schätzen unsrer ersten Erzieherin ein schwerer Gedichtband in die Hände, und aus ihm stürzte die Bürgersche «Lenore», sich wahrlich wie ein Sturmwind über mich hin. Es ist anzunehmen, daß ich von den Begebnissen dieser Ballade noch weniger verstand als von den Schicksalen jüdischer Hirten oder Propheten. Ich wußte weder von der Prager Schlacht noch wie die Toten reiten mochten; aber es wird wohl so gewesen sein, daß es, wie in der Musik, mir gar nicht darauf ankam, etwas zu «verstehen», sondern daß die Kunst als eine dunkle Macht zum erstenmal auf eine unwiderstehliche Weise an meine Seele schlug. Es hat mich sehr viele Nächte gekostet, dies Gedicht, Nächte voll brennender und verzweifelter Tränen, und wenn ich heute sagen sollte, weshalb ich damals habe weinen müssen, so würde ich um eine Antwort verlegen sein, weil ich nicht weiß, ob nur das Geschehen der Ballade mich mit Trauer erfüllte, oder ob ihre Form, die des Gedichtes überhaupt, mich mit Schmerzen belud. Wie ich ja auch

von dem Lied der Flöte nicht sagen konnte, weshalb es mich zu Tränen ergriff.

Und auch von dem dritten Buch meiner Kindertage kann ich sagen, daß seine dunkle und schmerzliche Gewalt noch heute, nach vierzig Jahren, mir so gegenwärtig ist wie damals, als ich in einer verstaubten Bodenkammer ein Buch ohne Einband fand, auf dessen zerrissenem Titelblatt zu lesen war: Spielhagen – «Platt Land». Ich weiß nicht mehr, was in diesem Buch geschieht, und ich habe auch ängstlich vermieden, es noch einmal zu lesen. Aber unverlierbar weiß ich, wie dort ein Jäger einen Falken schießt, und der tote Vogel, herabgeschleudert aus seinem fliegenden Schrei, stürzt in das Moos, und um diesen Sturz herum ist eine unsägliche Schwermut hoffnungsloser Liebe, trauriger Landschaft und unendlicher Sehnsucht.

Ja, aus diesen drei Büchern geschah wohl der Aufbruch meiner Welt. Weshalb gerade aus ihnen? Weshalb gerade zu jener Zeit? Ich weiß es nicht. Ich weiß nur, daß es gleichsam die Menschwerdung meines jungen Lebens war, und daß ich damals schon auf eine kindliche Weise alle Erkenntnis der Zukunft erfahren haben muß: daß alles Leben schwer ist und daß neben der sichtbaren Welt eine andere ist, in der das größere Leid ist, die tiefere Wahrheit, die brennendere Sehnsucht: die Welt des Buches.

Trilljam und frühe Schmerzen

Es fehlt mir nicht an glücklichen Erinnerungen aus meiner Kinderzeit, aber wenn der rückschauende Blick gleichsam ohne zu suchen und ohne Absicht über den Anfang des Lebens wie über eine Landschaft gleitet, so hält er nicht an den sonnigen Lichtungen an, sondern er verweilt, ja er wird festgehalten bei dem, was wie ein böser Traumwald um die Lichtungen steht.

Es scheint mir kein Zufall zu sein, daß alles Leid in meinem Leben nicht mit dem Leiden, sondern mit dem Mitleiden begann. Denn es ist ja wohl ein natürlicher und nicht weiter bedrohlicher Zustand, daß auf einem ländlichen Gehöft, wo in jedem Frühjahr ein paar Dutzend junger Küken, Enten, Gänse und Puten ihre ersten Schritte in die Welt beginnen, einige von ihnen zu allen Tageszeiten sich verlaufen und aus Saatfeldern, Hecken und Büschen ihren flagenden Ruf der Verlassenheit ertönen

lassen. Aber es ist kein natürlicher, sondern ein bedenklicher Zustand, wenn ein Kind dieses Gehöftes nun von diesen Rufen zur Verzweiflung getrieben wird, nicht weil sie sein Ohr beleidigen, sondern weil sie seine Seele zerreißen, und wenn es nun einen Teil seines Tagewerkes damit erfüllt, die Klagenden aufzusuchen und sie mit unendlicher Mühe ihrer Mutter wieder zuzuführen.

Doch ist es in meiner Kinderzeit nicht bei diesen Schmerzen geblieben. Ich glaube niemanden zu kränken, weder Lebende noch Tote, wenn ich erzähle, daß in meinem Elternhaus nicht immer die Sonne geschienen hat.

Es scheint allen meines Blutes gegeben zu sein, erst spät zu einer bestimmten Ruhe des Lebens zu kommen.

Mein Vater war zu allen Zeiten seines Lebens ein sehr guter und rechtlicher Mensch, von allen geliebt, niemandem im Wege, mit einem fröhlichen und sorglosen Herzen, und oft, wie ich heute zu erkennen glaube, von einer stillen und sehr scheuen Sehnsucht nach tieferer Erkenntnis erfüllt. Aber seine Fröhlichkeit, an einen einsamen Beruf in einer schwermütigen Landschaft gebunden, verlangte oft nach Menschen, nach Heiterkeit und Geselligkeit, und mag sich oft an der Enge und Armut häuslichen Lebens gestoßen haben. Dazu kam, daß meine Mutter von Kind an ein schwermütiger Mensch war, zu Sorgen, Grübeln und Tränen geneigt; daß sie in der bedingungslosen Erfüllung kleiner und großer Pflichten von viel größerer Strenge war als mein Vater; und daß sie schließ-

lich von Beginn ihrer Ehe an fränkelte und in ihrer verdunkelten, sich quälenden Seele allmählich die Krankheit zu einem Schicksal wurde, unter dessen tatsächlicher und eingebildeter Last sie immer tiefer in Melancholie verfiel.

So verstehe ich wohl, daß es meinen Vater oft nicht zu Hause litt, bei Schmerzen, die er nicht heilen konnte, zudem er eine Schamhaftigkeit des Wortes besaß, die ihn verhinderte, einem Kranken trostvoll und liebreich zusprechen. Aber da seine fröhlichen Gefährten, zu denen er sich dann begab, es nicht bei der Heiterkeit des Wortes bewenden ließen, sondern eines stärkeren Anreizes bedurften, um ihre Sorgen zu vergessen, so mag es wohl oft zu Festen gekommen sein, die sehr lange dauerten, länger, als es mit dem strengen Sinn meiner Mutter für Ordnung und Sitte vereinbar war.

Noch heute kann ich mich nur mit einem dumpfen Gram jener Stunden erinnern, in denen wir auf die Heimkehr unsres Vaters warteten. Niemals kehrte er anders als fröhlich zurück, aber in der Enge unsres Hauses ließ es sich nicht vermeiden, daß wir Zeugen der Auseinandersetzungen wurden, die sich an seine Heimkehr schlossen. Es war ja weder recht noch unrecht von meiner Mutter, daß ihre einzige Waffe in Tränen bestand, aber die tiefste Verdüsterung meines kindlichen Lebens habe ich in jenen zahllosen und endlosen Stunden erfahren, in denen ich vor der geschlossenen Tür oder am Fenster des Schlafzimmers gelauscht habe, ob meine Mutter weine.

Und noch schrecklicher als diese sichtbaren Schmerzen waren die Tage kalten Schweigens, die sich an solche Stunden schlossen. Dann war es, als sei alles Leben in unsrem Hause gelähmt, als werde die Sonne nie wieder scheinen, als wäre es am besten, zu sterben und von der Not der Menschen nie mehr etwas zu wissen. Einmal war es so, daß dies um die Weihnachtszeit geschah und daß der Baum schon geschmückt wurde, ohne daß ein versöhnendes Wort fiel. Damals glaubte ich noch, daß der liebe Gott Wunder tun könnte, und ich habe mit aller Inbrunst meines jungen Herzens darum gebetet. Das Wunder geschah, und von da ab glaubte ich, es bedürfe nur eines innigen Gebetes, um alle Schatten aus unsrem Leben zu verscheuchen.

Wahrscheinlich hat der frühe Anblick solcher Schmerzen den Keim zu mancher Haltlosigkeit meines Wesens erstickt oder verkümmert. Es kam eine Zeit – ich möchte acht oder neun Jahre alt sein –, in der ich mitunter von den scharfen Getränken einen Schluck zu nehmen pflegte, die in unsrer Speisenkammer aufbewahrt wurden. Ich kann nicht mehr sagen, was mich dazu trieb. Es schmeckte mir nicht, ja es war mir widerlich, und meine Seele empfand ganz genau das Beschämende, ja das Bedrohlliche des Augenblicks. Und doch mußte ich es immer wieder tun. Was mich gerettet hat, weiß ich nicht. Keine Entdeckung oder Bestrafung etwa. Viel eher wohl der Sinn für Pflicht, Zucht und Ehre, den meine Mutter sehr früh

und mit niemals nachlassender Kraft in mir geweckt hatte.

Es ist natürlich, daß ich lange Zeit die Menschen, die in unser Haus kamen, danach unterschied, ob sie gefährlich oder ungefährlich für den Frieden unsres Lebens waren, und es muß in der Seele eines Kindes ja schon manches in Unordnung sein, wenn es die Gesichter und Worte der Menschen heimlich daraufhin prüft.

Unter allen Gestalten meiner Kinderwelt, die von mir gefürchtet wurden, war die Verkörperung des Bösen für mich ein Mensch, der den Beinamen Trilljam führte. Niemand wußte, wie er zu ihm gekommen war. Er besaß eine Schneidemühle vor dem Wald, lebte mit einer Haushälterin ein sicherlich nicht streng gesetzliches Leben und brachte seine Tage damit zu, in einem gelben Staubmantel, auf einem klappigen Wagen mit einem dünnen Pferde davor die Landstraße entlang zu fahren, um irgend einen Gefährten aufzutreiben, den er in das nächste Wirtshaus schleppen konnte. Er hatte ein kaltes, immer spöttisches Gesicht, bewegte die Lippen beim Essen wie ein Kaninchen, und selbst der traurige Schnurrbart, der ihm über die Mundwinkel hing, hatte etwas Verkommenes und Böses in meinen Kinderaugen. Später, viel später habe ich niemals den «Gösta Berling» lesen können, ohne bei der Gestalt Sintrams an ihn zu denken, und noch heute erscheint mir jedesmal der Knopfgießer im «Peer Gynt» als ein gebückter Mann im gelben Staubmantel,

der von Kreuzweg zu Kreuzweg fährt, um dort auf seine
Opfer zu warten.

Ich fühlte es sehr wohl, daß meine Mutter ihn fürchtete und vielleicht sogar hasste, was er mit derselben Gleichgültigkeit ertrug wie den Landsträßenstaub auf seinen Wegen. Und auch mein Gebet, sein Pferd möchte einmal mit ihm durchgehen und er den Hals brechen, hat sein Schicksal nicht berührt. Er fuhr fort, aufzutauchen und wieder zu verschwinden, manchmal allein, manchmal mit meinem Vater, und in Ohnmacht und Verstörung blieb ich jedesmal zurück.

Von allen Begegnungen mit ihm ist mir eine am schrecklichsten in der Erinnerung geblieben. Mein Vater hatte zwei Seen vom Staat gepachtet, von denen der zweite etwa eine Meile von unserem Forsthaus entfernt lag. Während wir auf dem am Hause liegenden den Fischfang selbst ausübten, wurde der zweite, da er ganz einsam zwischen Wäldern und Mooren lag, nur ein paarmal im Sommer mit dem großen Zugneß besucht. Dies war nun an und für sich ein Festtag ohnegleichen. Nicht nur wurde einer unsrer Flachfähne auf den Wagen geladen und die lange Fahrt auf seinen Sitzbrettern zurückgelegt, sondern es wurden Gewehre und Proviant mitgenommen, weil meistens die ganze Nacht und ein halber Tag gefischt wurde und weil jene Landschaft alles besaß, was ein Kind meines Blutes sich erträumen konnte: Wasserflügel, Krebse, Reiher, Gabelweihen und Adler. Dazu

ein Land, das aussah, als habe niemals eines Menschen Fuß es betreten, und eine Reihe dunkler Geschichten, die sich an die Tiefe und Gefährlichkeit des Sees knüpfsten.

Aber auch über solchen Festtagen hingen düstere Wolken. Da war zuerst meine Aufgabe, während des größten Teiles des Tages die Pferde auf den Uferwiesen zu hüten, und an schwülen Sommertagen, wenn die Wälder im fahlen Licht unter Gewitterwolken standen, stürzte eine Legion von Bremsen sich auf die warmen Pferdeleiber, und jeden Augenblick konnte es geschehen, daß die gepeinigten Tiere durchgingen, um sich in der Tiefe des Waldes vor ihren Duälgeistern zu bergen. Es geschah nie mals, aber mein kindliches Leben hatte die verhängnisvolle Eigenschaft, sich viel mehr vor dem zu fürchten, was geschehen könnte, als vor dem, was geschah.

Doch war dies nicht die bitterste Zugabe zu solchen Tagen. Denn am Nachmittag, wenn einer der Kähne fast bis zum Rand mit Fischen gefüllt war, geheimnisvollen Wesen für mich, unter denen es Hechte von Klafterlänge mit Moos auf dem Rücken und einem furchtbaren Gebiß gab, erschien in einem großen Korbwagen mit Tonnen der Jude aus der Kreisstadt, der für Fische, Häute und Felle der einzige Abnehmer der Landschaft war. Ein ordentlicher Mann, den wir Kinder gern hatten und dessen tiefen Kehllauten wir mit immer neuer Bewunderung lauschten. Und obwohl seine Ankunft an solch einem

Tage besonders erfreulich war, da er gut und pünktlich bezahlte, so erhob sich, kaum daß ich seine Räder in der Ferne klappern hörte, in meiner verstörten Seele die angstvolle Frage, ob wir nun nach beendeter Arbeit nach Hause fahren würden, mit Ehre, Erfolg und Geld versehen, in den stillen Frieden unsres kindlichen Lebens, oder ob die Fahrt zuerst in eines der Dörfer gehen würde, zur Rast in einem Wirtshaus, und damit in einen Abgrund von Zweifel, Angst und Verzweiflung.

Und zu solch einer Stunde, als die Fische schon verlassen waren und wir heimfahren sollten, erschien auf der Landstraße der gelbe Wagen, das gelbe Pferd und der gelbe Mantel Trilljams. Er schnüffelte mit seinem traurigen Schnurrbart ein wenig über den Fischtonnen, schätzte das Gewicht und wahrscheinlich die Einnahmen ab, und dann war das Schicksal nicht mehr aufzuhalten. Ich bat leise, man möchte doch nach Hause fahren, aber niemand hatte Zeit, in meinen Augen die große Kinderangst zu sehen, und so fuhren wir eine andere Straße durch die Wälder, zum nächsten Dorf, dessen Bewohner nur aus Wilddieben bestanden und dessen Gastwirt alle bösen Eigenschaften des Dorfes in sich vereinigte.

Ich bekam eine Zitronenlimonade, als fühlte man, daß man mir etwas Gutes tun müsse, und dann saß ich in der verwahrlosten Gaststube, unter den Großen, Stunde auf Stunde, und immer tiefer versank der Glaube, daß wir jemals aus diesem Land der Qual nach Hause

kommen würden. Mitunter fäste ich meinen Vater leise am Arm und sagte, daß die Mutter wartete, aber Trilljam lächelte nur mit seinen Fischaugen und schickte mich hinaus, damit ich sähe, ob die Pferde noch ruhig wären.

Da stand ich nun auf der staubigen Dorfstraße und blickte über die Wiesen und Wälder dorthin, wo, fast zu greifen, unser Forsthaus stehen mußte. Ein verlorenes Kind, ein Schatten auf der Fröhlichkeit der Großen, ein unbequemer Störenfried für den Gastwirt, voller Scham den Augen der Vorübergehenden ausweichend und mit dumpfer Trauer voraussehend, wie dieser Tag nun enden würde.

Dann kehrte ich wieder zurück in den Raum, dessen Anblick und Geruch mich mit Widerwillen und Ekel erfüllte, zu den Fremden, die ich hasste, zu den Gesprächen, die ich nicht verstand, und saß dort von neuem nieder, die müde Stirn in die Hände gestützt, und sah den Zeiger der Wanduhr von Biffer zu Biffer schleichen, indes eine dumpfe Qual meine Seele überwältigte und mich wünschen ließ, ich wäre gestorben und läge tot unter den Bäumen unseres Waldes.

Ich weiß nicht, was aus Trilljam geworden ist. Ich habe ihn noch einmal wieder gesehen, als ich schon Student war, unverändert, niemals alternd, und noch heute fährt er wohl über die Landstraßen unsres Vaterlandes, in einem gelben Staubbmantel, mit einem Pferde, das niemals stirbt, und wartet an den Kreuzwegen auf die-

jenigen, die seine furchtbare Einsamkeit teilen sollen, indem die Flüche von Müttern und Kindern ohnmächtig von dem Staube bedeckt werden, der sich hinter seinem Wagen erhebt...

Noch eines Ereignisses muß ich hier gedenken, das mich aus einer unmittelbaren Nähe traf und das nicht nur unsre allgemeine Welt für lange Zeit in Trauer hüllte, sondern mich auch selbst in einer bitteren Einsamkeit zurückließ und meine Gedanken wieder dem Tode zuwenden, den ich lange vergessen hatte.

Mein jüngster Bruder war sicherlich das begabteste unter uns Kindern, von einer so frühen Reife, daß sie die Menschen mitunter erschreckte, und deshalb vielleicht einem frühen und vielleicht gnädigen Tode zugeneigt. Ich mochte sechs oder sieben Jahre alt gewesen sein, als wir drei Brüder zusammen die Masern bekamen und dann am Scharlachfieber schwer erkrankten. Ich habe keine andere Erinnerung an diese Zeit als die an dumpfe Gieherträume, in denen irgendetwas Furchtbares sich immer wiederholte, ein Alb, der mich würgte, ein Gespenst, das um die Türen schllich. Aber während mein älterer Bruder und ich die Krankheit bald überwandten, warf sie sich mit ganzer Kraft auf unsren jüngsten Bruder und hielt ihn Wochenlang zwischen Tod und Leben.

Man muß bedenken, daß damals der nächste Arzt zwei Meilen entfernt war, daß es keine Eisenbahn und keinen Fernsprecher, kein Krankenhaus und kein Serum gab.

Und nach kurzer Zeit war nicht daran zu zweifeln, daß mein Bruder von der «Bräune» ergriffen war, der damals furchtbarsten Kinderkrankheit. Noch heute sehe ich den gebogenen Pinsel vor mir, der mit einer ätzenden Flüssigkeit den langsam und unaufhaltsam erwürgenden Belag der Luftröhre zerstören sollte. Noch heute rieche ich die Terpentindämpfe, die aus einem mit glühenden Steinen erhitzten Wasser eingeatmet werden mußten, und noch heute sehe ich die Nachtfstunde, aus unbekanntem Grunde von gespenstischen Kerzen erhellt, in der der Kreisarzt aus seinem bereisten und beschneiten Pelz halb erstarrt nach dreistündiger Fahrt sich löste, um sich über das erstickende sterbende Kind zu beugen.

Ich erinnere mich, daß er meiner Mutter als letzte Rettung vorschlug, den Luftröhrenschnitt zu wagen und daß meine Mutter das ablehnte. Und aus dieser ganzen unheimlichen und qualvollen Stunde, aus deren gespenstischer Dämmerung nur ein paar Umrisslinien deutlich geblieben sind, hebt sich eine einzige Szene mit unauslöschlicher, fast brennender Schärfe in das Gedächtnis: wie meine Mutter, nachdem der Arzt ihr wohl alle Hoffnung genommen hatte, meinen Bruder und mich an den Händen in das Nebenzimmer führt, in dem eine Kerze brennt; wie sie auf die Knie fällt, uns zu sich herabziehend, und fast besinnungslos vor Schmerz zu uns spricht: «Nun kniet nieder, Kinder, und betet zu Gott! Betet, denn es ist das Letzte, was wir tun können!»

Und während mein Bruder gehorsam und halb verstört dieser Aufforderung folgt, ziehe ich meine Hand aus der Hand meiner Mutter und bleibe stehen. Ich bin ein gläubiges Kind, und kaum ein Zweifel an Gottes Wunderkraft hat noch meine Seele berührt. Aber ich kann nicht niederknien. Wenn ich allein gewesen wäre, würde ich die ganze Nacht auf den Knien haben liegen können, die Hände zu Gott um Hilfe erhoben. Aber nun kann ich es nicht, nicht unter Zeugen und nicht auf Befehl. Es ist schrecklich, zu wissen, daß ich nun wie ein Ausgestoßener daneben stehe, indes meine Mutter und mein Bruder mit Gott sprechen. Ich fühle mit aller Kraft, wie schrecklich es ist, aber ich kann nicht anders.

Mein Bruder starb in derselben Nacht. Er wurde in unsren Wäldern, unweit des Hauses, begraben, und meine Mutter gab sich für lange Zeit einer fast zerstörenden Trauer hin, die einen schweren Schatten auf unser aller Leben warf. Ich bewahre kein anderes körperliches Bild von ihm als die Erinnerung an einen roten breiten Hut, den er zu tragen liebte, aber durch alle bunten Bilder von Spielen und Entdeckungsfahrten leuchtet dieses Sinnbild eines frohen, blumenhaften und so schnell vergangenen Daseins.

Feste und Spiele

Man wird mir gern glauben, daß wir zu unsrer Kinderzeit nicht in die Versuchung geführt wurden, in Wohlleben und Behaglichkeit zu ersticken. Wir hatten aus Haus und Hof, aus Acker und Vieh, aus Wald und See unsrer gesundes und ausreichendes tägliches Brot, aber darüber hinaus konnte kein Wunsch sich schwingen, und selbst dieses war dem Unglück zuweilen ausgesetzt, wenn Mägerten oder Seuchen auch über unsre kleine Welt hinweggingen, wie ich mich noch des Bildes meiner Mutter gut erinnere, die weinend auf der Stall Schwelle saß, nachdem eine Rotlaufseuche in zwei Sommertagen alle unsre zwölf Schweine getötet hatte.

Aber wir fühlten die Armut nicht, da wir ja den Reichtum nicht kannten, sondern vielmehr in den kümmerlichen Hütten der Waldarbeiter täglich einen Mangel sahen, an dem gemessen wir im Überfluß lebten. Im Sommer

gingen wir barfuß, und im Winter trugen wir Holzpantoffel oder hohe Stiefel, und da wir gewohnt waren, uns, auf eine übertragene Weise, auch den übrigen Erscheinungen des Lebens ebenso natürlich anzupassen, so waren wir wahrscheinlich glücklicher als Kinder, die zwischen Schuhen und Kleidern jeden Tag wählen konnten.

Auch kamen die Feste in unsre kleine Welt ebenso pünktlich wie in das Kaiserhaus, und mir war zudem gegeben, mich auf eine leidenschaftliche und fast besinnungslose Weise dem hingeben zu können, was ja auch die ärmste Kinderwelt verzaubert: dem Spiel. Zwar war an «Spiel Sachen» unser Haus mitunter so leer wie eine Mönchszelle, aber besaßen wir nicht Holz, Windfaden, Draht und Nägel, soviel wir wollten? Und besaßen wir nicht in Hof, Feld und Wald einen Spielplatz, der so weit reichte wie der Himmel? Und wenn auch Bücher nur zu Weihnachten den Weg zu uns fanden, so besaßen wir doch den «Lederstrumpf» und den «Robinson Crusoe», und jedes von beiden genügte, um eine ganze Welt des Abenteuers, des Kampfes, der Tapferkeit und des Ruhmes damit aufzubauen.

Es war wohl nicht so sehr die Erziehungskunst meiner Eltern, sondern vielmehr der Zwang unsrer Armut, der uns nötigte, zu unsren Spielen den ganzen «Robinson» noch einmal zu verwirklichen, das heißt, von Pfeil und Bogen bis zur Kunst des Feuermachens und andren Kün-
60

sten alles unsren eignen Händen zu verdanken. Es gab keinen «Waffenladen» bei uns und kein Proviantdepot, kein Kleidermagazin und keine Schiffskiste, und was unsre kindliche Welt erfüllte und beseligte, mußten wir selbst herstellen: Tomahawks und Kanus, Armbrüste und Schilde, Wagen und Schlitten, Sturmleitern und Kanonen, und selbst an traumhafte Dinge wagten wir uns mit Zuversicht und nicht immer mit gänzlichem Mißlingen, an Kielboote, Fahrräder (aus alten Fässerifen) und sogar an Schiffe, die zwar ihre Werft nicht verlassen konnten, aber die doch herrlich dastanden, wenn man freundlich übersah, daß sie auf der Erde lagen statt auf dem ihnen zugehörigen Element.

Versuche ich in der Erinnerung, in diese kindliche Welt der Spiele eine Ordnung zu bringen, so zerfallen sie mir in der Hauptsache in Helden- und Träumerspiele. In jenen, die Feld und Wald mit Lärm und Ruhm erfüllen, scheint sich die primitive Stufe aller Menschheit noch einmal darzustellen, eine vergangene Entwicklungsstufe, die das Kind nach biologischen Gesetzen noch einmal überschreiten muß. In diesen aber scheint etwas Künstliches sich zaghaft anzudeuten, im Träumen, Formen, Bilden, Dichten und Trachten. In ihnen ist Stille und Versunkenheit, ja Einsamkeit. Ihnen gehört das Haus am Winterabend, wenn der Schnee um die Fenster treibt und die Füchse aus den mondbeschienenen Dickeungen hellen. Sie erheben sich nicht aus dem wilden Utem fremder Länder,

sondern aus dem stillen Glanz der Märchen. Sie sind viel mehr Spiele der Seele als solche der Hand und des Auges, und manchmal enden sie in der Versunkenheit, im Entrücktsein, ja in Tränen und einer wilden, uferlosen, nicht zu beschreibenden Sehnsucht.

O schöne, versunkene Welt des Dsentwinkels, wohin das Licht der Petroleumlampe, der Rauch aus des Vaters langer Pfeife und die Blicke der Großen nur selten und aus der Ferne kommen. Wo Hund und Käze stille Gefährten sind, das eine schlafend und von Jagden leise träumend, das andre mit fernen Augen vor sich hindenkend oder -träumend. Wo die Glut des Buchenfeuers rötllich und immer wechselnd über eine verzauberte Welt tanzt und nur die Stimme des Windes klagend durch den Schornstein geht. Dann sinken die müden Hände langsam von den Bauklößen, die sie zu Domen und Brücken aufrichteten, von den Wagen aus Garnspulen, in denen Königskinder fahren, von den weißen Blättern, die der Bleistift mit Traumwäldern und Gesichten bedeckt hat. Sinken langsam in den Schoß und falten sich, indem die Augen sich auf die seltsamen Bilder des Feuers richten, die alles umfassen, was zwischen Grauen und Süße lebt, und deren Züge mit so unheimlicher Schnelligkeit wechseln, daß nun schon der Rattenfänger von Hameln ist, was eben noch die stille Heiligkeit Josephs war, und nun schon in den kalten Windungen des Drachens sich ringelt, was eben noch als Ochs und Esel an der Krippe friedens-

voll stand. Und über dem Ganzen steht fast unbeweglich der hohe, klagende Ton verglühenden Holzes, derselbe, der mitunter durch die Wipfel des Waldes geht, der spricht und ruft und lockt, immerzu, aber von dem die kindliche Seele niemals weiß, woher er kommt, und wohin er geht.

Wir begraben Vögel und Mäuse wie andre Kinder, und gleich diesen stellen wir alles dar, was der Tod zu seinem stillen Amt erfordert: Pfarrer und Küster, Totengräber und Gemeinde. Wir spielen Theater mit so kümmerlichen Mitteln, wie nur Robinson und Freitag es hätten spielen können, aber der Glanz unsrer Uraufführungen ist nicht geringer als der auf den Bühnen der Welt. Wir verkleiden uns zum Dreikönigstag und zur Fastnacht, und ich weiß nicht, ob die Bären und Wölfe, die wir darstellen, aus uralten Bräuchen oder aus der Lust unsrer dunklen Wälder stammen. Wir haben keine Lokomotiven und Eisenbahnen, keine Elektrisiermaschine und kein Laboratorium. Unsre Rodelschlitten bestehen aus zwei abgeschrägten Brettern, über die ein drittes Brett genagelt ist. Unsre ersten Schlittschuhe sind Holzpantofel, in deren Sohle wir einen langen Draht einhämmern. Unsre Waffen sind die Steinschleuder, der Bogen und die Armbrust. Unser Kriegskleid ist der Papierhelm mit Busard- und Habichtfedern. Unsre Trommeln sind alte Kochtöpfe, unsre Flöten sind aus Weidentrohr gemacht und die Friedenspeise aus Schilfhalmen mit einem Kopf aus dem Stengel des wilden Rhabarbers. Sie zu rauchen, er-

sordert wahres Heldenhum, und keiner der daran Beteiligten ist für lange Zeit imstande, an das Wiederausgraben des Kriegsbeiles zu denken.

Ist es ein Traum, oder war ich damals ein großer Tänzer auf den Holzdielen meines Vaterhauses? Nein, es war so, und langsam steigt es aus dem Nebel empor: die winterliche Wohnstube im späten Lampenlicht, die Eltern fort, in der Stadt oder einer andern Fürsterei, die Großmutter im schwarzen Kleid, die Musik macht auf einem in Seidenpapier gehüllten Kamm, das Dienstmädchen in Unterrock und Strümpfen, und wir, noch einmal aus den Betten geholt, in langen Nachthemden: die Enkelin der Großmutter und wir drei Brüder. Drei Herren und drei Damen. Wir stehen einander gegenüber, so feierlich wie auf dem Parkett des Hofes, gehen aufeinander zu, entfernen uns, verbeugen uns und lächeln, und immerzu spielt die Großmutter den alten Kontretanz unster Heimat: «Siehst du woll, da kommt er, lange Schritte nimmt er... siehst du woll, da kommt er schon, der betrunkne Schwiegersohn.» Ein rauher Text, aber ein zarter Tanz, dem ich mit Hingabe versunken bin, und den ich mit der Kreuzpolka zusammen erlerne, um auf den seltenen Festen im Saal des Dorfwirtshauses als ein frühes Genie bewundert zu werden.

Ja, diese Feste der Landschaft, ein oder zwei im Jahr, weshalb ist ihr Glanz noch immer so groß, daß alles, was inzwischen gewesen ist, davor verblaßt? Liegt es daran,

daß ich ein Kind war, immer bereit, Wunder zu sehen,
oder waren sie wirklich inniger, froher, heller als heute?
Es will mir scheinen, als seien sie in der Armut damaliger
Zeit und Landschaft wirklich «Feste» gewesen, nicht ver-
blaßt und müde geworden durch alltägliche Wiederho-
lung, und als seien die Menschen, die sie feierten, auch mit
dem Willen hingefahren, festlich zu sein und alles dazu zu
tun, was in ihren Kräften stand. Es gab ein Lehrerfest
und ein Frauenvereinsfest. Es gab keine «Exclusivität»,
und Bauern, Dienstmädchen und «Herrschäften» saßen
mit den gleichen kindlichen Augen vor dem Vorhang der
Bühne und drehten sich mit der gleichen Leidenschaft im
Tanz. War nicht die Fahrt schon ein Märchen, durch den
tief verschneiten Wald, über dem der Mond und die
Sterne so standen, daß man es glauben mußte, dort sei
eine andere Welt? Und wie herrlich war der Saal, wie
froh die Gesichter, wie glänzend und voller Geheimnisse
die Instrumente der Kapelle und ihre zerknitterten No-
tenblätter mit ihren schwarzen Zauberzeichen! Gibt es
noch ein Geigensolo wie das des «dritten Lehrers» mit
den schwarzen Locken? Ein bißchen falsch vielleicht, aber
voll unbeschreiblicher Süße? Gibt es noch ein Lied, dem
zu vergleichen, das der erste Lehrer singt, wenn die Mit-
ternacht schon da ist und der ganze Saal ihn darum be-
stürmt: «Denn die Gedanken zerbrechen alle Schranken...
die Gedanken sind frei?» Klingt es mir nicht nach vierzig
Jahren noch immer so im Ohr wie damals, als mir die

Tränen aus den Augen stürzten, jedesmal, wenn seine Melodie mich überfiel?

Und zu Hause, einmal im Winter, wenn wir unsre «Gesellschaft» gaben, war es nicht so, daß man nachher kaum weiterleben konnte? Wo hatten sie Raum, die zwanzig, fünfundzwanzig Menschen, in unsren kleinen Zimmern? Soviel Raum, daß gleichzeitig getanzt, gespielt, erzählt werden konnte? Daß eine Polonäse durch das Haus ging, ohne daß das erste Paar an den Rücken des letzten stieß? Und daß für uns noch Raum im «Kabinett» war, wo wir die Kurbel des ungeheuren Leierkastens drehten? Feste, die am Nachmittag mit Kaffee begannen und im nächsten Tageslicht beim Kaffee endeten, ja, die manchmal noch die nächste Nacht brauchten, damit alle Seligkeit ausgekostet werden konnte? Gibt es Duette, wie sie damals gesungen wurden, Verkleidungen, Aufführungen, Geschichten, wie Tante Veronika sie erzählte? Gibt es noch eine Küche mit riesigem Herdfeuer, bis zum Bersten gefüllt von seligen Rutschern in Lammfellmützen und vom Zigarren- und Pfeifenrauch so verdunkelt, daß man über unzählige Beine fällt?

Es wird wohl alles dies noch geben, in den stillen Winkeln unsres Vaterlandes, aber für mich ist es ein versunkener Traum, und nur manchmal steigt es noch auf, wie dunkle Wälder unter dem blauen, lautlosen Licht der Blicke hinter dem Horizont.

Doch darf ich, da ich diese vergangene Welt einmal

beschworen habe, nicht an dem vorübergehen, was die Krone aller Feste und Spiele war, worin des Jahres Anfang und Ende sich zusammenzog und was über allen zweifünfzig Wochen wie ein sich langsam hebender Stern der Verheißung stand: das Weihnachtsfest.

Wenn ich es recht bedenke, begann es für mich im Frühjahr, wenn ich auf meinen Waldwegen nach dem nächsten Weihnachtsbaum Umschau zu halten begann. Und glaubte ich ihn dann gefunden zu haben, manchmal früh, manchmal spät im Jahr – denn die alten Waldleute pflegten zu sagen, einen richtigen Weihnachtsbaum zu finden, sei mindestens ebenso schwer, wie die richtige Frau zu finden – so konnte ich ein paarmal in der Woche vor ihm sitzen, der noch durch nichts über seine Umgebung erhoben war, und mir vorstellen, wie ich ihn auf dem Rücken heimtragen und wie das Fest unter seinen Zweigen sein würde. Auch tat es diesem schönen Amt keinen Abbruch, als einmal am Heiligen Abend, als ich mit der Axt über der Schulter ihn holen kam, ein Wildschwein von nicht geringer Majestät sich unter seinen Zweigen erhob und zornig schaufend aus dem gestörten Lager sich davonmachte. Vielmehr habe ich diesen Baum in einer besonders schönen Erinnerung, und ich weiß, daß ich mich nicht ohne Scheu umblickte, ob nicht vielleicht das Dach eines Stalles durch den verschneiten Wald zu sehen wäre und das Licht über der Krippe, das allen Tieren des Waldes eine Freistatt verheißen sollte.

Je tiefer ich zurückzugehen versuche in das Land der verfließenden kindlichen Erinnerung, desto mehr scheint mir, als ob nicht das erste Weihnachtslicht es sei, das sich aus dem Dunkel der Heiligen Nächte vor meinen Augen aufhebt, sondern als sei vielmehr die erste Erinnerung an den Glockenton gebunden, der an jedem Adventssonntag und in der letzten Adventswoche an jedem Abend «vom Himmel hoch» bis an die Fenster unsrer Wohnstube kam. Die Knechte, die wir während meiner Kinderzeit hatten, mögen in ihrer Tüchtigkeit und Zuverlässigkeit verschieden gewesen sein, aber in einer Hinsicht war ihre Fertigkeit gleicher Bewunderung würdig: in der Kunst, den Klang der Schlittenglocke von der Stalltür bis zum Fenster so allmählich anschwellen zu lassen, daß auch der verstockteste Heide auf die Knie gezwungen worden wäre, weil eben kein Zweifel daran sein konnte, daß dieser Glockenton aus dem Himmel herabgestiegen kam, von Schneeflocken umweht, vom Winde leise vertrieben, bis das Metall sich draußen auf das Fensterbrett legte und nun das Schweigen eintrat, das nur über zwei gefalteten Engelschwingen wohnen konnte.

Ich kann nicht glauben, daß die «Hirten auf dem Felde» überwältiger gewesen sind von Licht und Chor der himmlischen Heerscharen, als ich es damals war. Voller Ernst und Spannung wandten die Gesichter der Großen sich uns zu, indem wir die Hände falten und nacheinander die Gebete sprachen, die man uns gelehrt hatte, wobei das

Herz uns im Halse schlug und unsre Augen auf das verhängte Fenster gerichtet waren, hinter dem doch kein Schatten verriet, ob ein Engel oder Gottvater selbst davorstand. Und dann kam die dunkle fremde Stimme von jenseits der Sterne: «Sind's art'ge Kind? Sind's böse Kind?» Und die klare, tapfere Antwort unsrer Mutter: «Sind art'ge Kind!» Dann hob die Glocke sich auf, immer höher, leiser und ferner, bis sie verstummte und das Blut wieder zum Herzen strömte. Eine Weile später führte die Mutter uns in die Vorderstube, wo auf der Ecke des Lisches eine Pfeffernuß für jeden von uns lag. Nur ein einziges Mal, wenn ich mich recht erinnere, lag ein Stock statt der Kuchen da, und wiewohl das sicherlich seinen zureichenden Grund gehabt hat, so ist mir nicht ein tiefes Schuldgefühl mit dieser Erinnerung verknüpft, sondern ein fassungsloses Erstaunen, daß dieser Stock schwarz und glänzend von Ruß und Fett war, genau wie die Stöcke, über denen in der Räucherkammer die Würste und Schinken zu hängen pflegten. Doch mag ich mich wohl damit getrostet haben, daß dieser Stock aus höllischen Bezirken entflohen sein konnte und daß es dort vielleicht nicht viel anders aussehen möchte als in unsrer Räucherkammer, die an und für sich ein Ort des Schreckens für uns war, weil mitunter Feuer in ihr ausbrach und mein Vater dann auf das Dach steigen mußte, um feuchte Betten auf den Schornstein zu pressen.

Trat also mit diesem Glockenton die jenseitige Welt bis

an die Schwelle unsres Hauses und Lebens, so hatten wir in der diesseitigen doch das Unsrige zu tun, um ihr auch würdig und feierlich zu begegnen. Das Landleben war ja damals noch auf eine altertümliche Weise an den Gang des Jahres und der Feste angeschlossen, und die Zurüstung zu den Heiligen Nächten mochte bei uns nicht viel anders gewesen sein als auf einem Bauernhof Schwedens oder Norwegens, weil die Bedürfnisse, die Frömmigkeit und der Überglaube der nordischen Seele sich überall auf die gleiche Weise bewahrt hatten. Und wenn auch die wirtschaftliche Seite, das heißt das Schweineschlachten, mir auf eine unpassende Art in diesen Kreislauf eingeschlossen schien, so war mein Reich doch unter dem milden Licht der Hängelampe, und dort entstanden unter unseren Händen alle die Zauberwerke, die dieser verzauberten Zeit vorbehalten waren: Ketten aus rotem und blauem Glanzpapier, versilberte und vergoldete Nüsse und Äpfel und bronzierte Tannenzapfen. Auch mußte heimlich angefertigt werden, was wir selbst auf den Gabentisch zu legen hatten, und dann wurde unter der Leitung des Letzten der Mohikaner unsre Oberstube mit dem grünen Kachelofen und dem Duft der Bratäpfel ein Paradies, in dem wir nicht viel anders schaltekten und walseten als Gottvater zu seiner Zeit, wenn er Tiere und Vögel bunt und fröhlich anmalte, um die frohe Erde damit zu erfüllen.

So hatte das Allerheiligste dieses Festes den schönen

Vorzug, daß vor ihm eine Reihe von «Vorhöfen» lagen, in denen das Letzte bereits zu ahnen war, und nicht der geringste von ihnen war die Stätte der Weihnachtsbäckerei, die vom Reiben der Mandeln bis zur Herstellung des Marzipangusses alle Künste erforderte, derer wir fähig waren, und bei der nicht etwa das Recht auf Abfälle und Reste das Beseligende war, sondern die schöne Feierlichkeit alter Gebräuche und Rezepte, die Eintracht, der Friede, das stille Geborgensein im tief verschneiten Haus und in der Liebe der Eltern, die um diese Zeit ja von besonderer Innigkeit war.

Und gingen bei aller Tätigkeit die Tage auch mit erschreckender Langsamkeit dahin, so kam doch einmal der Morgen, an dem der Baum hereingeholt und in seinen Fuß gestellt wurde, worauf er in der Vorderstube verschwand und damit das Haus und das Leben in zwei Hälften zerfielen, eine irdische und eine himmlische. Früher als sonst wurde die Wirtschaft «beschickt», wie man bei uns sagte, und während wir beim Licht der Stallaterne auf der Futterkiste saßen, indes die Pferde gefüttert und die Kühe gemolken wurden; während die großen Schatten der Tiere an den Wänden auf und nieder glitten, die Ketten sich leise rührten und aus den Wäldern der Ruf der Eulen über die verschneite Erde ging, hörten wir den Geschichten des Knechtes und des Mädchens zu, biblischen, weltlichen und jenseitigen Geschichten, mit der Gläubigkeit einfacher Seelen erzählt, und Haus und Stall erschien

nen unsren erschauernden Herzen als der stille, verschol-
lene Mittelpunkt aller Welt, umgeben von himmlischen
Heerscharen, überstrahlt vom Stern von Bethlehem, und
wir selbst auf eine unverlierbare Weise eingebettet in eine
göttliche Vaterhand, aus der uns kein Leben und kein Tod
jemals würden vertreiben können.

Unendliche Stunden am Ofenfeuer der Wohnstube,
indes nebenan hinter der verschlossenen Tür Schritte und
Stimmen heimlich gehen, Papiere rascheln und ab und
zu ein Ton leise aufklingt, als habe man eine Geige be-
rührt oder ein geheimnisvolles Instrument, von den En-
geln bis in unsre Wälder gebracht. Hoffnung, Verzag-
theit, Seligkeit und Angst. Bis doch einmal die Tür sich
öffnet und in unsre fassungslosen Augen und Herzen das
Allerheiligste überwältigend sich stürzt.

Was gab es auf dem kleinen Gabentisch, was ich noch
besitzen möchte? Einen Laubenschlag, anderthalb Span-
nen hoch, und wenn man eine Kurbel dreht, ertönt eine
ganz zarte, leise und verstimmte Melodie. Einen Leiер-
kasten an einem breiten grünen Band, und wenn man den
Deckel öffnet, sieht man die Walzen mit glänzenden Stif-
ten sich langsam gegeneinander drehen. Ein Paar Schlitt-
schuhe für uns drei Brüder zusammen, eine Regelbahn
und eine Kanone. Ein Buch vom Schmied von Nuhla
und vom Rattenfänger von Hameln. Holztiere mit stei-
fen Beinen und herrliche Bäume, die man hinstellen kann,
wo man will, und die so grün sind, daß sie sicherlich nicht

von dieser Welt stammen. Und dann der erste kleine Te-
sching, den ich ins Bett nehme, und einen Säbel, über
dem ich vor dem Einschlafen auf der Brust die Hände
falte, so daß ich daliege wie ein kleiner Ritter in einer
Kirchengruft.

Täuscht mich die Erinnerung oder liegt ein ganz klei-
ner Schmerz neben allen diesen Freuden? Und ist es nicht
deshalb, weil meine Mutter leise weint unter dem bren-
nenden Baum? Zuerst ist es der gestorbene Bruder, den
sie nie vergißt, und dann ist es wohl ein leiser Gram um
manches, was im Jahr gewesen ist, und um manches, das
sich nicht erfüllt hat und von dem sie weiß, daß es sich nie
erfüllen wird. Und dann ist es wohl die Ahnung, daß der
Tod früher für sie kommen wird als für uns andere und
daß sie gehen wird, ohne zu wissen, was aus uns werden
wird, und ob wir auch nie vergessen werden, daß Gott
durch alle Wände sieht.

Aber für ein Kind ist das ein kleiner Schmerz, denn
wenn die Träne vorbei ist, glaubt es, daß alles andre
vorbei sei. Und niemals kann dieser Abend aufhören,
weil es ihn noch in seine Träume mitnimmt, die Hände
um die kostbarsten Geschenke gefaltet und jedes Er-
wachen versichert es der Seligkeit des Gestern und des
Morgen.

Vier Feiertage gab es auf dem Lande, Schlittenfahr-
ten, Gäste, Lieder und Tanz. Und es gab den Silvester-
abend, von alten Bräuchen erfüllt, unter denen der feier-

lichste das Glückgreifen war, an das auch die Großen nur mit einem leisen Bangen gingen. Denn Himmelsleiter und -schlüssel und der Totenkopf sahen den ernsthaft an, der den Teller von ihnen hob, und mochte das Jahr auch deutlich genug gezeigt haben, daß weder Geld noch Kranz noch Ring noch Wiege mit ihren Symbolen sich erfüllt hatten, so vergaß es sich doch immer wieder vor der neuen Weissagung, und der furchtloseste Knecht erblaßte, wenn aus dem freundlichen Kuchenfeig die schwarzen Kreidenelken ihn ansahen, die die Zähne des Totenkopfes bildeten.

Hatte aber die Schwarzwälder Uhr das neue Jahr geschlagen und stand der Wintermond hoch am Himmel, so rüsteten wir uns zu der Hasenjagd, die immer ein feierlicher Beginn des neuen Jagdjahres war. Mein Vater nahm seinen Stand an der Kiesgrube, die den Waldrand im Norden unsrer Felder begrenzte, und wir drei Brüder, eingehüllt wie Nordpolfahrer, machten uns auf den Weg nach den südlichen Waldrändern, wo wir uns verteilten, um dann das weite Feld meinem Vater zuzutreiben. Es war nicht so sehr die Jagdleidenschaft, die mich in dieser Stunde erfüllte, sondern das Feierliche des Herkommens und die Größe der schweigenden Landschaft, die noch heute unverändert vor meinen Augen steht. Unendlich schienen die weißen Felder, düster und schweigend die wenigen Gehöfte, von dunklen Wäldern umschlossen und von einem eisigen Mond besstrahlt. Und so klein waren

wir drei auf der unermesslichen Fläche, auf der der Schnee
unter unsren Füßen knirschte und über die der Wind aus
den russischen Steppen leise klagend ging.

Täusche ich mich oder war es in einer solchen Nacht,
als der erste Vers sich leise blühend aus meinem Blute
hob? Oder war es an jenem Ostertag, als ich durch die
Wälder ging und zum erstenmal hörte, wie herrlich die
Drossel sang? Oder war es an jenem Pfingstmorgen, als
ich über den Birken Schönungen saß und der Kuckuck mir
zurief, daß ich niemals sterben würde? Ich weiß es nicht
mehr. So beglänzt liegt dieses Land vor meinen Augen,
daß mir ist, als könnte jeder Tag und jede Nacht mich zu
dem erweckt haben, was ich einmal werden sollte.

Oder war es nicht doch das Erntefest? Der Plönn,
wie es in unsrer Landschaft hieß? War es nicht nach Weih-
nachten das schönste Fest meiner Kindheit? Da stehen sie
auf den gemähten Feldern um die letzten Garben, die sie
aufgestellt haben, Männer und Frauen, barhäuptig, und
indes sie die Uhren zu Strauß und Krone einzeln aus den
Garben ziehen, singen sie in ihrer polnischen Sprache
langsam und schwerkürtig das Lied «Ach, bleib' mit de-
iner Gnade...». Ganz still ist die Luft, in der hoch oben
die Raubvögel kreisen, und die ganze Welt erscheint mir
erfüllt von diesem klagenden Lied, mit dem der Sommer
sich wieder von uns wendet. Der Kranich steht neben mir
am Gartenzaun, die klugen Augen auf das leere Feld
gerichtet, über dem nun bald die klingenden Geschwader

seiner Brüder brausen werden. Meine Hand liegt unter seinem linken Flügel, und so sehen wir beide zu, wie der langsame Zug über die Stoppeln zum Hof herauskommt, Krone und Strauß den Eltern zu überreichen.

Aber während es noch geschieht, stehen Knecht und Hütejunge schon mit Eimern versteckt, und nach uralten, vergessenen Bräuchen stürzen sie sich auf die Mädchen, und der Hof wird zum Schauplatz einer Wasserschlacht. Und dann zu einer gastlichen Tafel und dann zu einem Tanzplatz. Und wiewohl jeder trinken darf, wieviel er will, bleibt es doch in Frieden und Fröhlichkeit, außer daß die Frau des Kranichjägers einen Stein in ihr Taschentuch bindet und damit auf den Rücken ihres Mannes einschlägt, um ihn zum Nachausegehen zu bewegen. Aber er wird nicht zornig. Er lacht um so mehr, je mehr sie schlägt. Wir alle lachen, und noch immer höre ich aus den Wäldern das Echo der Lieder, mit denen sie heimkehren in ihre armeligen Dörfer und ihr armeliges Alltagsleben.

Mir ist, als hätten mich damals alle Menschen geliebt, Beziehungen von dem grenzenlosen Vertrauen, mit dem ich jede mir dargebotene Hand ergriff. Als sei, nicht nur zur Adventszeit, immer ein Engel mit der Glocke in den himmlischen Räumen bereit gewesen, sich hinabzuschwingen zu unserem Gehöft, um mit der Klarheit seiner Augen und dem Glanz seiner Fittiche alle Wolken zu zerstreuen, die sich um unser Kinderleben auftürmen woll-

ten. Und als sei ihm zu verdanken, daß alles Traurige
mir ohne Bitterkeit erscheint und alles Fröhliche, alle
Feste und alle Spiele, von dem Glanz verklärt, den nur
der frühe Morgen hat, bevor eine Fährte durch den Tau
läuft und eine Vogelstimme über den dampfenden Wäl-
dern steht.

Erste Deutung

Mein erstes und einziges Kinderbild ist gemacht worden, als ich elf Jahre alt und eben in die Stadt gekommen war. Es steht wie ein fremdes Kind neben einem Bild aus meinen jetzigen Tagen, getrennt durch den ungeheuren Abstand eines ganzen Lebens, und manchmal blicke ich lange darauf nieder, um zu erfahren, was ich einmal war und was ich nun geworden bin.

Und da es nicht zweifelhaft ist, daß mit unsrer Verpfanzung in die Stadt nicht nur unser Paradies versank, sondern daß wir mit ihm auch verloren, was man gemeinhin die Unschuld nennt, so muß ich an dieser Stelle das Bild des Kindes zu zeichnen versuchen, aus dem ich geworden bin, den reinen Spiegel des Seins, bevor die ersten Sprünge durch das unberührte Glas gehen. Nicht die Gegebenheiten und Erlebnisse, sondern was hinter ihnen steht. Und so will ich das zerstreute zu sammeln

versuchen, damit wir erkennen, der Leser und ich, wie der nun beschaffen war, der ausziehen mußte, um das Furchten zu lernen.

Wenn ich mich hier frage, wie mein Charakter beschaffen war, bevor die größere Welt an ihm zu formen begann, so glaube ich sagen zu können, daß ich ein gutes und reines Kind war und daß die ersten Flecken erst sichtbar wurden, als nicht mehr allein die Liebe mich geleitete, sondern die Behauptung in einer vielfältigen Welt an die Wurzeln rührte, die bis dahin im Unberührten hatten ruhen dürfen.

Ich habe erwähnt, daß wir in fast völliger Einsamkeit aufwuchsen, inmitten einer Bevölkerung, die nicht nur das Polnische als ihre Muttersprache brauchte, sondern die auch nach Lebensart, Beschäftigung und Herkommen den Beamten als Herrn betrachtete, so daß eine Art von Isolierung auch uns Kinder von aller näheren Berührung mit ihr trennte. Darin lag ein Schutz, aber auch eine Gefahr, weil wir bei der ersten Berührung mit der Welt dem Neuen sehr viel aufgeschlossner, aber auch sehr viel ausgesetzter waren als andere.

In unserem kleinen Kreis aber lebten wir «in der Liebe», und wenn es an kindlichem Streit auch nicht fehlte, so waren wir doch viel zu sehr aufeinander angewiesen, als daß Unfriede uns für längere Zeit hätte entfremden können. Und wenn es bei unseren Spielen, denen wir leidenschaftlich hingegessen waren, zu Meinungsverschie-

denheiten und mitunter auch zu rascher Tat kam, so besaß ich doch damals schon ein frühes Gefühl für Recht und Unrecht, und noch heute erinnere ich mich, daß ich eines Tages meinen älteren Bruder mit einem Stock über die Hand schlug, daß die Stelle sofort als ein roter Striemen sichtbar wurde und daß ich einen brennenden Schmerz empfand, als mein Bruder mich, ohne die Tat zu vergelten, schweigend, erschreckt und schmerzerfüllt ansah.

Sch habe immer eine tiefe Liebe zu den Meinigen gefühlt und nicht zuletzt zu meinem Bruder, aber auch damit ist es mir so gegangen, daß das erste Jahr in der Stadt nicht etwa diese Liebe, sondern die bis dahin selbstverständliche und naive Art ihrer Äußerung zerstört hat. Vielleicht war es so, daß ich in der «Welt» zum erstenmal den Begriff der Scham überhaupt kennengelernte, der ja mit dem des Sündenfalls verbunden ist, und daß ich, als ein gleichsam unbedingtes Kind, mit der Scham vor dem Bösen auch die Scham vor dem Guten miterwerben mußte. Ja, wie ein verlorenes Paradies liegen die Zeiten in der Erinnerung, als ich noch am Abend in der Oberstube viele Stunden lang meine Seele mit der meines Bruders austauschen konnte, wie ich es mit meinen Eltern gewohnt war; als es kein Erlebnis, keine Schuld, keine Sehnsucht gab, die ich nicht mit offenen Händen ihnen darreichen könnte; als ich noch ohne Geheimnis lebte und die Türen meines Inneren immer offen stan-

den. Und ein paar Jahre später war dies alles zugefallen und versperrt. Ich sollte etwas erzählen und konnte es nicht, etwas berichten und erröte, ein Gebet sprechen und schwieg. Eine Tür hatte sich geschlossen, und wiewohl ich auf eine schmerzliche Weise darunter litt, ließ sie sich nicht mehr öffnen, ja, je leidenschaftlicher ich versuchte, desto unbeweglicher blieb das Schloß, und zum erstenmal umfing mich eine hoffnungslöse Einsamkeit, nicht nur die der Schmerzen, sondern viel mehr noch die der Freuden.

Ich sehe mich weiter um in meiner kindlichen Welt und finde, daß ein früher Ehrgeiz in meiner Seele brennt. Aber an den Wurzeln dieses Ehrgeizes nagt eine frühe Angst vor schneller und unbedingter Entscheidung. Mein Vater gibt mir zum erstenmal seine Doppelflinke in die Hand und rüdert mich am Schilf unsres Sees entlang, damit ich meine erste Wildente schieße. Ich fiebere vor Leidenschaft und dem Wunsch, die erste Probe auf mein Heldenhum herrlich zu bestehen. Es ist wohl die Mauserzeit für die Eipel, sie können nicht fliegen, und zehn Schritte vor dem Kahn schwimmt die Beute durch das Rohr, hinter jedem Halm sich deckend. Die Mündung meiner Flinte geht mit, es ist ein Ziel für einen Steinwurf, aber ich schieße nicht, weil ich doch vielleicht fehlen könnte. Mein Vater wird ärgerlich und befiehlt mir, zu schießen, aber die Hand gehorcht mir nicht. Schließlich nimmt mein Vater das Gewehr. Der Schuß fällt, und ich hebe die Ente aus dem Wasser. Vor brennenden Tränen kann ich nichts

sehen, und mein Vater ist böse über meine Niederlage, meine Tränen, über sich selbst, über alles, und das Ganze endet in Verstimmung und Leid. Es gibt Kinder, die sich vor einem Gewitter nicht fürchten, und auch ich gehörte dazu, aber ihre Furchtlosigkeit wird durch die Mittel wieder aufgehoben, die sie anwenden müssen, damit sie furchtlos bleiben können. Man erzählt mir, daß alles Eisen den Blitz anziehe, und kaum steigt über dem südwestlichen Horizont die erste dunkle, lichtgesäumte Wetterwolke auf, so beginnt meine «Last des Frommen»: daß ich alle Äxte, Sägen, Hämmer und Zangen auf dem Hofplatz zusammenlese und in den entferntesten Schuppen trage; daß ich jeden Nagel von den äußeren Fensterbrettern aufhebe und daß ich infolgedessen nicht ruhen kann, ehe nicht die letzte Nähnadel vom Nähstisch meiner Mutter an einen «isolierten» Platz getragen worden ist.

Sch bedenke nicht, daß Scheune, Stall und Schuppen vor Gottes Zugriff nicht geschützt werden können, da ich ja sonst die Dreschmaschine, die Pflüge, die Eggen auf das Feld tragen, ja daß ich unser Gehöft abbrechen müßte, um alles Eisen aus Mauern und Balken zu entfernen. Ich bin beruhigt von meinem guten Willen und dem Schweiß meiner Stirn, und wenn die Blitze in unsre Wälder niederschlagen, wenn die Donner das Haus erzittern lassen und manchmal ein alter und toter Baum in der Runde wie eine Fackel aufbrennt, vom Blitz getroffen, so sitze ich in meiner Ofenecke, zwar bebend wie alle Krea-

tur und der Majestät Gottes gläubig untertan, aber doch ohne Furcht, weil ich das meinige getan habe, um Gottes Zorn zu versöhnen.

Und vielleicht tröstet es alle diejenigen, die in ihrer Kindheit und später den dunklen Mächten sich verfallen glaubten, wenn ich erzähle, daß ich viele Jahre als Kind keinen Entschluß fassen, ja mitunter keine Antwort geben konnte, ehe ich nicht leise und schnell bis «sechzehn» gezählt oder sechsmal den Namen Gottes unhörbar ausgesprochen hatte. Die Ärzte werden wissen, wie solche Zwangsvorstellungen zu benennen und wo sie einzuordnen sind. Ich habe damals viel Leid und Angst um diese Dinge getragen, weil ich von ihren Wurzeln nichts wußte, und der immer vergebliche Kampf gegen eine dunkle Macht, die ich als verderblich erkannte, hat lange Zeit an der gesunden Kraft meiner Kindheit gezeihrt.

Auch meinen Eltern blieb nicht erspart, zum erstenmal eine Lüge an uns zu erleben und damit die herkömmliche Erschütterung ihres Weltgebäudes, zumal sie in unserem Fall von dem Verbrechen des Diebstahl begleitet war, da wir dem Maurer, der in unsrer Scheune arbeitete, ein paar Äpfel gestohlen hatten. Diese doppelte Unlage zu späterem Verbrechertum trug uns eine besondere Tracht «Staatsprügel» ein, das heißt, mein Vater mußte in solchen Fällen aus seiner gewohnten Ruhe und Nachsicht heraustreten und das Gericht vollziehen, während bei allen leichteren Sünden die schnelle Hand meiner Mutter

die gestörte Gerechtigkeit ohne großen Aufwand wiederherzustellen pflegte.

Weshalb wir gelogen und gestohlen haben, weiß ich nicht mehr. Sicherlich aber aus einem «zureichenden Grunde». Doch weiß ich, daß weder die Staatsprügel noch das Entsetzen meiner Mutter uns vor der Fortsetzung dieses Weges in den Abgrund bewahrt haben, sondern die Tatsache, daß alle Kinderkrankheiten vergehen, und zwar um so schneller, je weniger Wesens man von ihnen macht. Und mehr als alle Ermahnungen hat mich vor dem «Bösen» das bewahrt, was ich ungewußt als Erbe mitbekommen habe, und ein Gedicht, in dem dargestellt wurde, wie Gott alles Verborgene sieht, so daß auch der gelegentliche Raub eingemachter Kirschen im Keller mir durch das Bewußtsein verbittert wurde, daß Gott ja auch durch die Kellerwände sehen könne und jede Kirsche nun in meinem Schuldbuch verzeichne.

Sehr früh hat in meiner Seele eine Grundanlage meines Wesens sich gezeigt: die Unfähigkeit, einem Unrecht schweigend zuzusehen, und das Unvermögen, sich vor Menschen zu beugen, wenn die Beugung nicht gleichzeitig die vor dem Recht oder der Größe sein konnte. Ich erinnere mich, daß wir ein paar Jahre später einen Oberförster hatten, der weit von der menschlichen Güte dessen entfernt war, den ich bei meinen ersten Zeichenversuchen erwähnt habe. Es war ja damals, in der Blüte des Kaiserthums, die Zeit, in der die höheren Forstbeamten eigentlich nur von Wald umgebene Reserveoffiziere waren,

und in der die «grüne Farbe» allgemein eine soldatische und schneidige Färbung bekam, die ihr nicht gut tat. Für diesen Oberförster nun waren wir Kinder nicht etwa Kinder des Waldes, zu denen freundlich zu sein ein schönes Nebenamt hätte sein können, sondern wir waren die Söhne mittlerer Beamter, bei denen man darauf zu achten hatte, daß sie auch die vorgeschriebene Achtung nicht vergaßen.

Eines Tages nun traf ich im Walde auf der Landstraße einen Wagen, in dem jemand in einem Reisepelz saß, und da er wie der Kutscher und die Pferde mir fremd waren, so ließ ich ihn als etwas Fremdes vorüberfahren. Ein paar Tage später aber beschwerte der Oberförster sich mit bitteren Worten bei meinem Vater, daß seine Söhne nicht für nötig hielten, ihn im Walde zu grüßen. War das Verbrechen schon groß, wenn es mit Absicht begangen worden wäre, so war die Not meines Vaters noch größer, der von meiner Unschuld überzeugt war und der doch in seiner Zeit gut genug zu Hause war, um zu wissen, daß das Ganze sehr unangenehme Folgen für ihn haben könnte. Er redete mir also zu, einen Entschuldigungsbrief an den gekränkten König der Wälder aufzusetzen, und so sehr ich mich sträubte, so gehorchte ich doch aus Liebe zu meinem Vater.

Aber als der Brief geschrieben war, in dem ich ja nichts anderes zugeben konnte, als daß ich versäumt hatte, das Bild unsres Landesherrn nicht durch alle Verhüllungen hindurch erkannt zu haben, überfiel mich eine so tiefe

Scham, daß ich mich hier vor jemandem beugen sollte, den ich einer solchen Verehrung nicht für würdig hielt, daß ich den Brief zerriß und meinem Vater erklärte, ich könnte das wohl einmal schreiben, aber niemals zusehen, wie es abgeschickt würde. Mein Vater fügte sich, und so blieb das Ganze auf sich beruhen, ohne daß die Disziplin der Wälder und ihrer Beamten dadurch zerstört worden wäre.

War ich so schon als Kind auf eine unvollkommene Weise für den Kampf mit der Welt gerüstet, indem ich an einer entscheidenden Stelle die kluge Weichheit vermis- sen ließ, die sich Menschen und Verhältnissen nachgebend anpaßt, so war auf der anderen Seite meine Seele mit der naiven Gläubigkeit angefüllt, die aus der Kindheit aller «reinen Laren» hervorgeht und die außerdem auf eine unlösliche Weise mit einer Wirrnis von Träumen, Gespenstern, Fabelwesen und Idealgestalten verbunden war.

Zwar konnte ich vieles, was man in der Stadt nicht konnte: Steine schleudern, Kühe hüten, fischen, jagen, die Vögel an Stimme und Flug erkennen, Fährten lesen, Weidenslöten und Kuhhörner machen, mit Pferden umgehen, das Wetter voraussagen und vieles andere. Aber es war damit wie mit den Künsten eines Indianers, der in die Stadt kommt und mit allen Künsten hilflos vor der Gewalt der Steine steht. Ich war darauf vorbereitet, dem Lehrplan einer Schule zu folgen, das heißt, mein

Verstand besaß Kenntnisse, die verlangt wurden, und die Übung, sich weitere anzueignen. Aber die Stadt war nicht die Schule allein, und die Schule war nicht der Lehrplan allein, und in alles andre ging ich wie das Wild in die Falle. Die mich behütet und geleitet hatten, blieben zurück. Was mich genährt und getröstet hatte, versank in der Ferne. Ich war unschuldig, aber die Unschuld war eine Gefahr. Ich besaß keine Waffen, kein Misstrauen, keine Vorsicht. Ich war ein Kind, das man in eine Schlacht schickte, und ich hatte nun zu zeigen, ob es für die Welt ausreiche, in der «Furcht Gottes» erzogen zu sein.

Tante Veronika

Und hier, bevor ich meine erste Kindheit in den Wäldern verlasse, um zu erzählen, wie die «Welt» mich empfing, will ich mit tiefer Dankbarkeit meiner Tante «Veronika» gedenken; denn von allen Menschen außerhalb unsres Hauses hat sie sicherlich den größten Einfluß auf meine Entwicklung gehabt, nicht durch Vorbild oder Erziehung, sondern durch das unmittelbar Wirkende ihres geheimnisvollen Daseins, das mit Überglauen, Spuk und Märchen bis zum Rande gefüllt war. Sie besaß nicht nur eine Zither, in deren Saiten für mich der Zauberklang des Jenseits rauschte, sie konnte nicht nur die Bibel nahezu auswendig, sondern sie hatte auch die Eigenschaft, am hellen Tag Gestalten zu sehen, die ein gewöhnliches menschliches Auge nicht sah.

Es kam vor, daß wir zusammen bei Neuschnee durch unsre Wälder gingen, und an einer Biegung des Weges

könnte sie plötzlich stehen bleiben und mit gedämpfter aber ganz ruhiger Stimme sagen: «Hast du gesehen? Da ging ein Mann über den Weg...» Nein, ich hatte nichts gesehen, aber ich konnte Spuren lesen wie ein alter Jäger, und wenn wir zu der Stelle hinkamen, die sie bezeichnete, war es keine besondere Kunst, zu sehen, daß keine menschliche oder tierische Fährte durch den ungestörten, makellosen Schnee lief. «Sieh hin», sagte ich, «nichts ist hier gegangen». Aber sie lächelte nur, ein nachsichtiges Lächeln. «Meine Leute», sagte sie still, «gehen ohne Spuren über den Schnee...» Und wenn sie sich zur Seite wandte und in die tief verschneiten Wälder hineinblickte, mußte ich glauben, daß sie etwas sah, so von Wahrheit erfüllt waren ihre hellen, glänzenden Augen.

Lange vor der Zeit der «Rückkehr zur Natur» aß sie Haferflockenklopse, und wenn mein Vater rauchte, hob sie ihre Hand und sagte mahnend: «Der Teufel fährt aus deinem Munde!»

Vielleicht war sie nicht ganz der passende Umgang für einträumerisches, dem Unwirklichen hingebenes Kind, aber noch heute frage ich mich oft: wäre ich ein Dichter geworden ohne ihre Hand, die zu jeder Stunde mich über die Schwelle führen könnte, hinter der die andere, die unsichtbare Welt begann?

Immer wenn die Fastnacht kommt und da ist und endet, steigt es aus dem Gewesenen empor, das Kinderland in den großen Wäldern. Zur Fastenzeit stehen sie auf,

meine guten Toten, die mir Unsterblichen: Tante Veronika mit den blauen ekstatischen Augen, bei der ich alljährlich zur Fastnacht saß... der Kater Immergrün... die schwere Bibel auf ihren Knien... was war es doch, was sie las, damals, als ich ein Kind war? Und ich nehme die Bibel von meinem Bücherbrett und suche... der Prediger Salomo, im dritten Kapitel... da ist sie, die Stelle, die nie vergessene... und ich sehe, wie sie die Brille vor die leuchtenden Augen schiebt und höre, wie sie spricht: «Ein jegliches hat seine Zeit, und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde... geboren werden und sterben, pflanzen und ausrotten, das gepflanzt ist..., würgen und heilen, brechen und bauen, weinen und lachen, klagen und tanzen... Steine zerstreuen und Steine sammeln, herzen und ferne sein vom Herzen...»

Und während ich noch das schwere Buch in den Händen halte, so schwer, als lägen die vierzig Jahre in meinen Händen, die seitdem vergangen sind, stehen sie wieder auf, die großen Worte, die sie in mein Kinderherz hineinsprach, die ich nicht verstand, aber deren Klang so groß und so feierlich war, vom Würgen und vom Heilen, vom Herzen und Fernsein vom Herzen.

Als ich ein Kind war, lebte ich in den großen Wältern wie ein kleines Tier in seiner Höhle, und kein Fremder klopfte an unser Haus. Der Schnee spann mich ein und die Träume spannen mich ein, und nur bei den großen Wunderfesten stürzte das Licht einer fremden Welt

sich in mich hinein. Denn der Weihnachtsmann kam über die Wälder vor unsre Fenster, und am Tag der heiligen drei Könige kamen fremde Kinder aus dem Morgenland mit einem roten Stern, und am Fastnachtabend fuhren wir zu Tante Veronika in die kleine Stadt. Wir fuhren drei Meilen weit durch lauflose Wälder. Man hatte mich in Tücher gewickelt und unter die Pelzdecke gesetzt, und nur meine Augen waren draußen und sahen die dunklen Eichen vorübergleiten, hinter denen der Abendhimmel wie eine Feuerwand brannte. Der Rücken des Kutschers war wie ein Gebirge über mir, und wenn ich leise fragte, ob die Wölfe auf unsrer Spur seien, hob er nur wortlos die Peitsche, daß die Glocken lauter und tapferer klangen, die an den Selen der Pferde hingen.

So fuhren sie mich ins Märchen, denn Tante Veronika war das Märchen. Meine Eltern setzten mich bei ihr ab und fuhren zum Maskenfest, dem einzigen Fest ihres Jahres. Tante Veronika aber schälte mich aus meinen Tüchern, setzte mich in ihren Sessel, schob die Brille auf ihre Nase und sah mich lange an. «Ein Dichter wirst du werden, Andreas», sagte sie dann jedesmal bekümmert. «Einen bunten Rock werde ich dir nähen, daß du anders bist als deine Brüder, und daß man dich erkennst, wenn sie dich nach Ägypten verkaufen...»

So geheimnisvoll fing es an, und so war alles andre. Tante Veronika schneiderte für wohlhabende Leute, und auf allen Tischen lagen die bunten Reste der Masken-

herrlichkeit. Und auf der Kommode lag die Zither mit den schimmernden Saiten, und der Kater Immergrün, unbeweglich und fremd, saß auf der Ofenbank und träumte mit grünen Augen vor sich hin. Ich wurde gefüttert, als sei ich eben aus Ägypten heimgekehrt, im Ofen brannte das Buchenholzfeuer, hinter den Fenstern rauschte der Übermut der Fastnacht, aber aus der Dämmerung der Ecken traten schon die Zaubergestalten, die Tante Veronika beschwore: Oberon und der Wolf aus den Wäldern, die Schöne mit den sieben Schleibern und der Nachtwächter, der die Haustreppe verzauberte, so daß man nur mit einem Vaterunser über die Stufen kam. Und das Ferne wie das Nahe stand so dicht bei ihr, daß meine Seele erzitterte und in Grauen und Seligkeit verging. «Ist das alles wahr, Tante Veronika?» fragte ich atemlos. «Hast du das alles erlebt?» «Wahr?» erwiderte sie verblüfft. «Ist es nicht wahr, daß ich hier in meinem Sessel sitze? Siehst du, so saß vorgestern der Bürgermeister, den sie vor zwei Jahren begraben haben, an der Friedhofsmauer, als ich vorüberging. Es dämmerte schon, und der Schnee knirschte unter den Sohlen. Er sitzt und schreibt, graues Papier, sehr magere Hände. „Sie müssen Handschuhe anziehen, Herr Bürgermeister“, sage ich laut. „Es sind siebzehn Grad Frost!“ „Handschuhe?“ sagt er. „Wirfst noch ohne Handschuhe mit mir tanzen, Veronika.“ Und dabei streckt er seine magere Hand nach mir aus. „Bezahlen Sie erst den Domino“, sage ich, „den ich Ihnen

vor drei Jahren gemacht habe! Sie sind weggestorben darüber... Und da ist er weg, im Nu, und nur ein kleines Loch ist im Schnee, wie ein Mauseloch... wahr, sagst du? Er saß vor mir wie Timmergrün auf seiner Osenbank...»

So erzählte Tante Veronika. Eine berauschende und betäubende Überredungskraft ging von ihr aus, und nach einer Stunde besprachen wir schon, wie sie mich aus Ägypten holen würde, wenn meine Brüder mich verkauft haben würden. Es gab keinen Zweifel mehr für mich, daß sie die Unterhandlungen bereits begonnen hatten. Und wir beschlossen, daß unser Erkennungswort «Hamulaima» sein sollte. Tante Veronika setzte es mühsam aus alten Zauberbüchern zusammen, schrieb es auf ein weißes Papier und hängte es mir in einem geflochtenen Läschchen um den Hals, denn sie nahm es mit ihren Märchen ernster als mit der Wirklichkeit.

Aber dann, wenn sie den Punsch in die Gläser goß und die Pfannkuchen auf den Tisch trug, mußte sie von den Fastnachtsfesten ihrer Jugend erzählen. Sie strickte an einem langen grauen Strumpf, der von Jahr zu Jahr länger wurde, und von dem ich heimlich glaubte, daß er für den toten Bürgermeister bei siebzehn Grad Frost bestimmt sei. Selbst ihre Stricknadeln hatten etwas Geheimnisvolles, und plötzlich konnte sie eine von ihnen aus der grauen Wolle ziehen, sie hochhalten, den Kopf lauschend zur Seite wenden und leise aber ohne Angst sagen:

«Hast du gehört? Der Mann in der Wand hat geklopft
... er klopft immer um diese Zeit. Aber ich habe ein Kreuz
in den Vorhang gestickt, und er kann nicht heraus... ich
glaube, es ist Nebukadnezar...» Ich sah das Kreuz, eine
halbe Spanne hoch, mit roter Wolle gestickt, und Tante
Veronica erschien mir wie Gott, der Tote auferwecken
und den Teufel bändigen kann.

«Ja, die Fastnacht...», sagte sie. «Da ist soviel unter-
wegs, siehst du, wovon sie heute nichts wissen. Deine El-
tern, nun gut, da fahren sie nun drei Meilen im Schlit-
ten und binden sich eine Maske vor und verkleiden sich
als Jäger und Rotkäppchen und tanzen und reden viel
undwickeln sich wieder in ihre Pelzdecke und fahren nach
Hause. Als ich jung war, vor vierzig Jahren, da gab es
keinen Schlitten und keine Pelzdecke für uns. Meine
Schwester und ich, wir mußten die Wirtschaft beschicken,
die Kühe melken, die Kälber tränken, bis zur Dämmerung.
Und dann durften wir gehen. Die Kostüme kamen in einen
Wäschekorb, Schuhe, Strümpfe, ein Taschentuch, und
was wir brauchten. «Habt ihr auch die Trompete?» fragte
mein Vater. Ja, die Trompete hatten wir. Und dann
gingen wir los. Zwei Meilen, kleiner Andreas, und der
Schnee trieb, daß keine Spur hinter uns blieb. Wir san-
gen zweistimmig, und nach jedem Lied wechselten wir die
Seiten, damit die Hände uns nicht erfroren. Bei langen
Liedern ließen wir eine Strophe aus. „Nun ruhen alle
Wälder...“, das war besonders schlimm. Ich glaube, es

hat zwölf Strophen. Drei Stunden gingen wir, kleiner Andreas, und dann tanzten wir die ganze Nacht. Ich war Zigeunerin, und alle jungen Förster ließen sich von mir wahrsagen. Und zurück ging es wieder zu Fuß. Und bevor die Sonne aufgegangen war, mußte schon Feuer im Herd sein, und wir sangen noch, während wir die Kühle molken, nur nicht „Nun ruhen alle Wälder...“ Das paßte nicht für den Kuhstall.

«Und die Trompete?» fragte ich nach einer langen Weile. «Spieltest du in der Kapelle, Tante Veronika?»

Sie ließ die Nadeln ruhen und sah mich an. «Eine Kapelle? Ach, Andreas, in manchen Dingen bist du schon so früh verdorben. Eine Kapelle, sagt er! Wir hatten Musik, aber keine Kapelle. Eine Geige, eine Klarinette und einen Kontrabass. Mehr werden sie im Himmelssaal auch nicht haben... nein, die Trompete war für die Wölfe». «Für... Tante Veronika!» «Ja, für die Wölfe. Sie heulten damals in den Wäldern, denn die Winter waren streng, und wenn sie zu nahe kamen, setzten wir den Korb hin, und ich nahm die Trompete und blies. Es muß wohl schlimm geklungen haben, denn sie wagten sich nicht heran. Aber man mußte das Mundstück anwärmen, sonst bekam man die Lippen nicht wieder los... du glaubst es nicht? Komm her... siehst du es nun?» Und ich hielt sie in den Händen, ein erblindetes, verbeultes Instrument, aber der Zauberhauch verschollner Zeiten drang fühl aus dem dunklen Metall in meine Hände, und ich glaubte,

dunkle Flecken zu erkennen, das Blut von Wölfen vielleicht oder den Rosst von Tränen, die im Wintersturm auf das tröstende Erz gefallen sein mochten.

Und dann legte Tante Veronika die Zither auf den Tisch, und ihre zarten und zerstochenen Finger spielten die Gavotte ihrer Jugendzeit, und aus den zitternden, leise klirrenden Lönen stieg die Welt der Wunder vor meinen Augen wieder auf. «Hamulaima...», flüsterten meine Lippen, und meine Hand legte sich verstohlen auf das geslochene Täschchen unter meinem Rock, in dem das Zauberwort sich verbarg. Und dann sang Tante Veronika mit ihrer dünnen, gleichsam seidenen Stimme die Arie aus dem «Oberon»: «O Hüon, mein Gatte...» Und das Feuer erstarb im Ofen, und der Frost schrie im Eise auf dem See. Und wenn ich schon auf der Ofenbank lag und der Raum mit tausend Gestalten sich erfüllte, schlug Tante Veronika die schwere Bibel auf und suchte den Prediger Salomo, das dritte Kapitel, und las die feierlichen Verse, die ich nicht verstand: «Ein jegliches hat seine Zeit und alles Vornehmen unter dem Himmel hat seine Stunde: Steine zerstreuen und Steine sammeln, herzen und ferne sein vom Herzen...» Und eine süße Traurigkeit floß aus den alten Versen über mich hin und bedeckte mich und lag wie ein dunkles Wasser über meinen sinkenden Augen.

Bis man mich wieder einhüllte, in schwere Lücher, und unter die Pelzdecke legte, wo eine Steinkrücke mit hei-

hem Wasser stand. «Vergiß es nicht!» flüsterte Tante Veronika am Schlitten. «Wenn sie dich verkauft haben... nach Ägypten... Hamulaima...»

Gute alte Tante Veronika! Vierzig Jahre später nahm das «Feierabendheim» unsrer Kreisstadt dich für deine letzten Jahre auf, und immer zu Weihnachten schickte ich dir eine Kleinigkeit, daß du dich meiner erinnertest und ein paar Kerzen mehr auf deiner Lampe brennen könnten. Du hattest keine Schäze erworben, denn deine Finger könnten wohl die Blätter der Bibel umwenden und die Zither spielen, aber Rechnungen schreiben könnten sie nicht. Auch dort, unter den Müden und Verbrauchten des Lebens, warst du immer noch ein strahlendes und frößtendes Licht, der Weisheit und der Gesichte voll, und in keinem deiner Neujahrsbriefe vergaßest du, mich zu fragen, wie ich es nun mit dem Heiland hielte. In vielen Städten habe ich deine Geschichte vorgelesen, bis ich sie auswendig konnte, aber niemals ist sie mir alt und abgebraucht geflossen, und immer sind mir die Tränen nahe gewesen, wenn ich die Bibelworte sprach und in der lauflosen Stille des Saales nicht meine, sondern deine Stimme vernahm.

So habe ich dir ein Stück Unsterblichkeit gewonnen, lange bevor diejenige dir zuteil wurde, auf die du gewartet und an die du so selbstverständlich geglaubt hast wie an das Evangelium.

Das Dornenfeld

Wenigstens eines habe ich zu meinem Trost aus der Erinnerung verloren: die Wochen und Monate, die unserer Vertreibung aus dem Walde vorausgingen, mit allen Schmerzen, die sie wahrscheinlich erfüllten. Mein Onkel, von dem ich gesprochen habe, der ein «Abtrünniger» geworden war, muß wohl alles vorbereitet haben, und es war ja auch damals nicht Sitte, ein Kind zu fragen, ob es mit den Zukunftsplänen, die man mit ihm hatte, einverstanden sei. Mein Onkel hatte zwar ein Gymnasium besucht, aber da er wohl der Meinung war, wir müßten etwas «Praktisches» werden, so hatte er bestimmt, daß wir eine Oberrealschule besuchen sollten, die damals für geeignet gehalten wurde, Böglinge geringeren Geistesfluges aufzunehmen und auch sie, falls es sich so ergeben sollte, zu akademischen Bürgern heranzubilden, wenn auch zu solchen zweiten Grades.

Der «Letzte der Mohikaner» hatte, wahrscheinlich in einer Stunde leichter alkoholischer Beschwungtheit, behauptet, wir seien für die Untertertia einer solchen Anstalt mehr als reif. Und so wurde denn eines Tages der Jagdwagen gerüstet, der Proviantkorb gepackt, Wäsche und Kleider noch einmal nachgesehen, und dann begann die Fahrt in die Welt, die Fahrt zur Aufnahmeprüfung.

Auf dieser Reise, als einer Staatsaktion, mußte unser Vater uns begleiten, und ich glaube, daß von uns dreien ihm am wenigsten wohl zumute dabei war. Unsre nächste Bahnstation lag sechs Meilen entfernt, und wenn das Ganze schon ein Aufbruch ins Unbekannte war, so hatten doch also wenigstens die Begleitumstände eine würdige Form. Und als wir eines frühen Morgens um die Österzeit abfuhren, geleitete uns der Segen nicht nur meiner Mutter, sondern auch der beiden Dienstmädchen, des Knechtes, des Hütejungen und aller Waldarbeiter, einschließlich des siebzigjährigen Holzmeisters, mit dem uns eine besonders innige Liebe verband. So mag es zu den Seiten des Alten Testamentes gewesen sein, als Tobias sich aufmachte, um in die Welt zu gehen, und so auch hat wohl meine Mutter uns vom Hoftor nachgesehen, den beiden, die der Tod verschont hatte und die nun dorthingingen, wohin ihre Liebe und ihre Gebete wohl reichten, wohin ihre Augen aber nicht mehr reichen konnten, und wo wir nun selbst zu erweisen hatten, ob das mahnende Gedicht von dem Gott, der alles sieht, in uns noch lebendig bleiben würde.

Von dieser Fahrt habe ich nur das Ende in der Erinnerung: die abendliche Ankunft in der Provinzhauptstadt und die Fahrt in einer Droschke zur Pension. Vermutlich hat die Stadt damals, im Jahre 1898, eine kümmerliche Straßenbeleuchtung gehabt und auch das abendliche Leben und Treiben mag still genug gewesen sein. Aber man muß bedenken, daß über unsren Waldwegen kein andres Licht stand als das der Sterne, und daß auf der Landstraße vor unsrem Hause um diese Zeit nichts zu sehen war als etwa ein Hase, der zur jungen Roggensaat sich aufmachte. Und so habe ich diese Fahrt durch die abendliche Stadt als ein Ertrinken in einem Meer von Licht, Donner und Lärm im Gedächtnis, als einen Sturz in eine böse Verzauberung, und anders mag auch einem jungen Tier nicht zumute sein, das man aus der Dämmerung des Dickichts auf einen mauerumgebenen Hofplatz schleppt, über den Laternen schwanken, Menschen gehen und lärmten, indes hinter der geöffneten Küchentür der Schein des Herdfeuers wie ein Höllenrachen sich öffnet.

Und dann kam die Ankunft in der Pension, der sprachlose Eintritt in eine Stadtwohnung, mit elektrischen Klingeln, Gaslicht und Wasserleitung. Unsre Pensionsmutter kam, klein und rund, die wir wie ein Fabelwesen anschauten und die dann sieben Jahre lang mit einer rührenden Liebe für mich gesorgt hat; ihr Sohn kam, der Student war, und ihre Tochter, die uns wie eine Prinzessin angezogen schien. Ein Abendbrottisch taucht auf, in

einem Zimmer, das keine Fenster hat, Gespräche, Gerüche, Bilder, die aus einem andern Erdteil stammen müssen, und über aller Verstörung, Angst und Weglosigkeit, über Heimweh und Tränen löscht schließlich die letzte Lampe aus, und das verirrte Kind aus den Wäldern rettet sich in den Schlaf, der ihm der einzige Trost geblieben ist.

Der nächste Morgen schon sollte uns zum erstenmal in die Reihe der geistigen Krieger stellen, indem mein Vater uns beide an der Hand nahm und in die Schule führte. Die Schule war eine Gründung des Großen Kurfürsten, und sie sah auch noch so aus, als hätte er sie mit eigner Hand gebaut. Irgendwo werden wir drei Waldläufer wahrscheinlich verzagt und verloren in Korridoren und Ecken herumgestanden haben, bis ein riesiger Schuldienst vom Format aber nicht von der Seelenbeschaffenheit eines mittelalterlichen Henkers uns in das Zimmer des Direktors führte.

Da war nun die erste Majestät im Reich des Geistes, die zu sehen mir bestimmt und vergönnt war. Ein kleiner Mann mit weißem Haar und Bart und einem steinernen Gesicht. Daß er aus einer andern Welt stammte, vielleicht von einem fremden Stern, erkannten wir daran, daß er eine blaue Brille trug, und da wir eine blaue Brille noch niemals gesehen hatten, so war es kein Wunder, daß wir ihn ohne Bewegung anstarnten, sehr lange Zeit, und das war vielleicht der erste taktische Fehler, den wir begingen.

Später hat man mir erzählt, daß er «der Löwe» genannt wurde, und daß vom kleinsten Nonaner bis zum ältesten Professor jedermann vor ihm erzitterte. Auch soll er einen Siegelring getragen haben, in dessen Stein «Glaube, Liebe, Hoffnung» eingeschnitten waren, und wenn er Ohrfeigen austeilte, was vom frühen Morgen an seine Lieblingsbeschäftigung war, so soll er den Stein nach innen gedreht und die Ohrfeigen mit Glaube, Liebe und Hoffnung gegeben haben.

Kein Wunder, daß wir vor ihm erstarrten, und daß er uns nicht wie der Stellvertreter des lieben Gottes, sondern wie sein Vorgesetzter erschien. Über desjenigen Gottes, von dem wir mit einem Schauer der Ehrfurcht gelernt hatten, daß er ein eifriger und zorniger Gott sei. Mein Vater versuchte, mit einer sicherlich unzureichenden Beredsamkeit, dem Löwen zu wiederholen, was der «Letzte der Mohikaner» von unsren Geistesgaben und unsrer Ausbildung behauptet hatte, und daß wir nach Meinung dieses unsres letzten Erziehers für die Untertertia dieser so hochangesehenen Anstalt reif sein müßten. Wahrscheinlich hatte er niemals in seinem Leben eine so lange Rede halten müssen, und sicherlich war ihm wohler zumute gewesen, als er einmal, wie er uns oft erzählt hatte, vor einem frankgeschossenen Keiler auf einen Baum hatte flüchten müssen.

Auch glitt kein Widerschein seiner verzweifelt lobenden Worte über das steinerne Gesicht des Löwen. Er be-

trachtete uns regungslos, und ich glaube heute, daß er feststellen wollte, ob wir drei aus Europa oder aus Asien stammten. Und nachdem er darüber zu einer unsichtbaren Entscheidung gekommen war, stieß er plötzlich, ohne Ankündigung, seinen Zeigefinger in die Gegend meines Bruders und fragte: «Was heißt französisch: „Ich gebe es dir?“» Nun weiß jedermann, daß dahinter eine Falle verborgen ist, die zu stellen man als pädagogisch oder auch als niederträchtig empfinden kann, und mein Bruder, an Menschenfallen nicht gewöhnt, antwortete schnell und fröhlich: «Je te donne!» Worauf ich, von derselben Gebärde aufgefordert, etwas langsamer sagte: «Je le donne.» In der Meinung, eines von beiden werde doch wohl richtig sein.

Da aber nach den Gesetzen dieser vertrackten Sprache keines von beiden richtig war, so fiel hinter der unbewegten Stirn des Löwen eine schnelle Entscheidung, und mit einer majestätischen horizontalen Handbewegung sagte er wahrhaft gelassen: «Quarta!» Womit denn auf eine so schnelle wie entschiedene Art unsre Feuerprobe beendet war und wir drei als völlig Geschlagene das unheimliche Schlachtfeld verlassen konnten.

Wir sind dann wohl am nächsten Tage etwas bedrückten Herzens wieder abgefahren, obwohl die Aussicht, noch einmal für drei Wochen in die Heimat zurückzukehren, die Scham der Besiegten aus unsren Herzen gescheucht haben mag.

Das Nächste, was ich dann sehe, ist das Bild der Klafe, in der mein Bruder und ich die erste Stunde verbracht haben. Es hat geläufet, und vierzig junge, fremde und gefährliche Mitmenschen verlassen den Raum, wobei ich deutlich mich der goldblonden, bis auf die Schultern fallenden Locken eines Jungen erinnere, ja sogar der eigentlich schwelbenden und wehenden Bewegung, mit der dieser Goldhelm in der Dämmerung des Korridors verschwand. Und so wie dem jungen Parzival die ersten Ritter als Götterbilder erschienen, so glaubte ich, daß kein Geringerer als Siegfried hier auferstanden sei und sich in eine freiwillige Knechtschaft begeben habe. Man hat ihm später die Locken geschnitten, und wenn es auch nicht Dalila, sondern wahrscheinlich seine Mutter gewesen ist, so muß doch auch dabei die Stärke von ihm gewichen sein, denn zwanzig Jahre später war er schon ein mehrfach durchgefallener Jurist und kümmerlicher Versicherungsagent.

Doch würde ich wohl nicht sehr unzufrieden sein, wenn meine Erinnerung an diese neue Lebensgemeinschaft, die mich aufnehmen sollte, sich auf ein Gewimmel von Köpfen mit einem Goldhelm darüber beschränken könnte. Aber sie gewann leider sehr viel deutlichere Umrisse, und wenn sich später Freundliches und Trostendes daraus ergab, so standen wir doch am Anfang gleich zwei artfremden Tieren in einem Rudel, das sehr geneigt war, uns «abzuschlagen», wie man im Walde sagte.

Wir mußten nichts von den Lebensgewohnheiten eines Stadtkindes, doch lag die Neigung zur Ehrfurcht gänzlich auf unsrer Seite, so wie auf der andern die zum Spott natürlich war, der ja denn bei einer Klasse als einer ersten Verkörperung grausamer Masse sehr handfeste Formen anzunehmen pflegt. So hätten wir wohl leicht und für alle Zeit untergehen können, wenn nicht unsrer Waldläuferleben uns neben der Gabe, mit offenen Augen zu träumen, auch mit Gaben versorgt hätte, die, wohl angewendet, auch in Städten ihre Wirkung nicht verfehlten. Und obwohl ich nichts Heldenhaftes an mir hatte, so erregte meine erste «Tat» in der neuen Welt doch einiges Aufsehen, nicht nur wegen der Wirkung, die sie hatte, sondern auch wegen der Selbstverständlichkeit, mit der sie geschah.

Es begann nämlich in einer der ersten Turnstunden, die wir hatten, auf dem Turnhof einer meiner Mitschüler, der nach billigem Ruhme trachtete, mit Steinen nach uns zu werfen. Ohne jeden Anlaß, aber auch ohne die Voraussicht, die nur die Weisen und nicht die Mächtigen auszeichnet. Und so übersah er, daß wir, aus rein geologischen oder mineralogischen Gründen, diese Kunst sehr viel besser beherrschten als ein Stadljunge, der ja höchstens Pflastersteine zur Verfügung hat, um dieses Handwerk zu lernen. Nach einigen vergeblichen Warnungen erinnerte ich mich also der angewandten Pädagogik unsres letzten Hauslehrers, und mein erster Stein schlug dem

Feind denn auch, wie vorauszusehen war, ein Loch in den Kopf, worauf er umfiel und ohnmächtig wurde.

Es gab einen großen Aufstand, und der Turnlehrer, naiv, wie solche Menschen sein können, fragte mich zornbebend: «Hast du das mit Absicht getan?» Und da ich auf diese geistvolle Frage als ein ehrliches Kind nur «Jawohl!» antworten konnte, empfing ich die erste Ohrfeige in der Fremde, die ich bis heute nicht ganz vergeben habe.

Was half es mir, daß ich nach einem Vierteljahr Primus der Klasse und mein Bruder «Zweiter» war? Daß unser Ordinarius «Charlemagne» uns als Wunderkinder in sein Herz schloß? Es war eine stolze Rechtfertigung für den Letzten der Mohikaner, aber bitter war das Brot der Fremde für mich, und der Lorbeer machte es nicht süßer. Wohl hatte ich genug zu tun, um eine ganze neue Welt in mich aufzunehmen, aber es gab keine Wälder, keine Seen, keine Tiere in dieser Welt. Auf Stein gingen die müden Füße, über Steine glitten die müden Augen, und der «Löwe» war nicht der einzige, dessen Gesicht steinern war.

Vielleicht habe ich damals schon den tiefen Zwiespalt zwischen Natur und Zivilisation zu ahnen begonnen, und meine Liebe zum Wald, zum Tier, zur «großen Ordnung» würde wohl niemals das Leidenschaftliche, ja das Verzehrende ihrer Kraft erreicht haben, wenn nicht so früh mein Paradies ein verlorenes Paradies geworden wäre. Und das Kind, das in leeren und traurigen Sonntags-

stunden einen Bogen Zeichenpapier nahm und darauf, aus der Vogelschau, sein Vaterhaus, seine Felder, den See und den Wald zeichnete, wobei es keinen Baum und keine Roggengarbe vergaß; das in ein kleines Buch alle Jagdsignale einzeichnete, die es gelernt hatte: dieses Kind tat doch nichts anders, als daß es sich seiner Schmerzen entäußerte, indem es seine verlorenen Götter mit schwachen Händen nachbildete, und der lebendige Odem, den es ihnen einzuflößen versuchte, war nicht geringer an Glut und Hingabe als der, mit dem Prometheus seine Steinbilder zu beleben versuchte, um sie an sein Herz drücken zu können.

Wenn ich in meinem Walde geblieben und ein Förster geworden wäre, wie ich mir leidenschaftlich gewünscht habe und woran mein verständiger Vater mich verhindert hat, so würde das Bild meiner Heimat sicherlich nicht den schmerzlichen Glanz bekommen haben, den es damals in den ersten Tagen städtischen Lebens empfing und den es für alle Zeit bewahrt hat.

Denn am Heimweh habe ich von jenen ersten Tagen der Fremde an auf eine unsäglich schmerzliche Weise gelitten. War der Alltag noch mit Pflicht und Tätigkeit und Spiel auf eine wenn auch etwas kümmerliche Weise erfüllt, so scheinen mir die Sonntage aller jener Jahre in der Erinnerung von einem dumpfen und unauslöschlichen Gram beschattet zu sein, ja, aus nichts anderem als ihm zu bestehen. Dann wurde um die Nachmittagszeit das

Haus langsam leer und still. Verlassen lagen die Straßen. Weiße Wolken zogen in ungeheurer Einsamkeit über die steinernen Schächte, und nur in einem einzigen Laut schien die ganze schwermütige und verlorene Seele der Stadt sich traurig zu sammeln: in der fernen, verwehenden Melodie eines Leierkastens, die von Hof zu Hof zog und über der sich die Fenster aller Dienstmädchen öffneten, die gleich mir nicht wußten, wozu ihr Leben an solch einem Tage nützlich oder gar nötig sei.

In diesen ersten Monaten eines neuen Daseins begann auch eine bedenkliche Eigenschaft meines Lebens sich zu entwickeln: die Fähigkeit, mich einer zwar nicht immer erträumten, aber doch abwesenden Welt ganz und gar hingeben zu können. Denn am Abend, wenn über ein gesundes und müdegelebtes Kind schnell und traumlos der Schlaf zu kommen pflegt, begann für mich das eigentliche Leben, indem ich fortging aus der wirklichen Welt, in der ich zu leben gezwungen war, dorthin, wo ich allein leben wollte. Und da ich mich nicht darauf beschränkte, in der Erinnerung bei Raum und Tätigkeit meiner Heimat wieder zu Hause zu sein, sondern beides zu Möglichkeiten, ja zu Wirklichkeiten uferlos erweiterete, die nicht mehr auf Tatsachen ruhten, so glitt ich immer tiefer in die Gefahr, vor der harten Gegenwart die Augen zuzuschließen und aus einer erträumten Welt den Trost zu schöpfen, den ich der wirklichen nicht abzukämpfen vermochte. Und wiewohl wir alle an Luftschlössern bauen, so war ich in den

meinigen doch so früh und so gänzlich verloren zu Hause,
daß es mir immer schwerer wurde, den Weg aus ihren
strahlenden und verschlungenen Gängen wieder heraus-
zufinden. Ich weiß, daß ich damals schon diese Gefahr er-
kannte, und daß ich unter dem Unvermögen litt, sie zu
besiegen. Aber es half mir niemand in meiner Verloren-
heit. Ich hatte weder Freund noch Führer, und da die
Heimat der einzige Stern war, der mir in meinem Dun-
kel leuchtete, so war es wohl nicht verwunderlich, daß ich
die Arme zu ihm aufhob. Und wenn ich auch zu falschen
Göttern betete, so waren sie mir doch allein gnädig und
halfen mir zu einer Zeit, in der alle anderen Götter sich
von mir abgewendet zu haben schienen.

«Jule» und andere Gefährten

Sch mußte früh schon erfahren, daß, wer seinen Fuß in eine neue Welt setzt, auf eine zwingendere Weise genötigt ist, sich seinen Gefährten anzuschließen oder gar anheimzugeben als derjenige, der im gewohnten Kreise seine Schritte machen darf.

Nun waren wir in der Fremde schon deshalb nicht ganz allein, weil ein paar Jungen aus unsrer Landschaft dieselbe Schule und zum Teil dieselbe Klasse besuchten. Von ihnen war der eine als der Sohn eines benachbarten Forstaufsehers uns wohlbekannt, und er ist mir, obwohl er die Schule früh verließ, lange durch eine mit vielen fremdartigen Briefmarken beklebte Karte aus Squique im Gedächtnis geblieben. Er hat eine schwere Jugend als Schiffsjunge gehabt, ist dann Kapitän eines großen Überseedampfers geworden und somit eine seltene Erscheinung unserer Waldlandschaft gewesen.

Die anderen, drei Brüder, waren noch tiefer als wir in der Johannisburger Heide zu Hause, auf einem Gut. Der Älteste ertrank eines Sommers in den großen Feiern, und die beiden andern sind mir allmählich aus Leben und Gedächtnis verschollen, wie es uns ja mit den meisten Mitschülern zu ergehen pflegt.

Doch bewahre ich eine deufliche, wenn auch nicht allzu freundliche Erinnerung an die beiden Jungen, die mit uns dieselbe Pension und in den ersten Jahren sogar das gleiche Zimmer teilten. Auch sie waren im weiteren Sinne «Landsleute», denn der eine war ein Lehrerssohn aus der Lycker Gegend und hieß mit Beinamen «Iltis», was sowohl von seiner verschlagenen Gemütsart als auch von dem Duft herrührte, der ihn zu begleiten pflegte. Der andere stammte aus dem Südwesten der Provinz, aus einer kleinen Stadt, und wurde «Jule» genannt wegen der altjüngferlichen und leise angesäuerten Art seiner Bewegungen, seiner Sprechweise und seiner gesamten äußerlichen wie innerlichen Erscheinung.

Beide waren in der mir vertrauten Welt fremdartige und bis dahin unbekannte Wesen. Sie stammten aus Verhältnissen, in denen sie durch Umgang mit vielen anderen Kindern das Ursprüngliche eigenen Daseins bereits verloren hatten und in denen sie auf eine uns gefährliche Art bereits «abgeschliffen» worden waren, und obwohl sie beide wahrscheinlich rechtsschaffene Eltern hatten, so ruhten sie doch in ihnen und in ihrer Welt nicht

mehr ausschließlich wie wir, sondern hatten früh ein eigenes und gleichsam heimliches Dasein gewonnen, in dem sie sich in einer ratzenhaften Art zudringlich und furchtlos bewegten.

Der «Iltis» Genannte besuchte eine Realschule und stand auf der Stufenleiter des Geistes also noch tief unter uns, was er durch ungeheuerliche Erzählungen von der Vollkommenheit seiner Lehrer und Mitschüler, des Lehrplans, der Leistungen und so weiter wettzumachen suchte. Auch pflegte er anzuerkennen, daß die Förster nicht an die soziale Ebene heranreichten, auf der sich die Volksschullehrer bewegten, und wenn sie auch deren geistige Gründlichkeit und Beweglichkeit nie zu erreichen vermöchten, so hätten sie doch dafür den Vorteil, sich in einem freieren Dienstverhältnis und in gesünderer Luft bewegen zu dürfen.

Versuchte er so mit Freundlichkeit den sozialen Abgrund, der nach seiner Meinung zwischen unsren Elternhäusern klaffte, großherzig zu überbrücken, so zeigte er sich auch auf anderen kindlichen Gebieten zur Nachgiebigkeit bereit. Auch bei uns wurden wie bei primitiven Völkern die Leistungen des Geistes nicht übermäßig hoch geschätzt, sondern auf den Klassen von Sexta bis etwa Untersekunda war die wichtigste Frage die, wer der «Stärkste» sei. Während aber bei normaler Veranlagung diese Frage bald auf eine praktische Weise beantwortet und entschieden wird, ließ unser Freund Iltis bei seiner diplomati-

schen Lebenseinstellung dieses Problem offen, soweit es seine und meine Person betraf, das heißt, er wisch dem natürlichen Zweikampf aus und verbreitete sich statt dessen in homerischen Reden über den seltenen Fall, daß zwei Jungen so unerhört gleich stark seien wie wir, und wenn es einmal zum Kampf zwischen uns käme, pflegte er zu sagen, so würde bei diesem unglaublichen Gleichmaß der Kräfte wahrscheinlich «das ganze Haus in Trümmer gehen», ehe ein Teil den Sieg erränge.

Mitunter heilte mein Bruder ihn durch eine wohlverdiente Tracht Prügel von der Illusion, das «Gleichmaß der Kräfte» beziehe sich nicht nur auf uns beide, und mitunter benützten wir seine ungeheure Prahlsucht, um ihn durch die «Kellerjugend» unsrer nicht sehr vornehmsten Straße etwas dämpfen zu lassen. Da er als Tertianer bereits einen Rock mit Schößen trug, was er entweder seinem hohen Selbstgefühl oder den Schneiderkünsten einer Tante verdankte, so bot seine aus solchen Kämpfen fliehende Erscheinung dann ein sehr heiteres Bild, und die siegreiche Straßenjugend pflegte seine Flucht dann mit dem Hohngeschrei zu begleiten: «Kiek mal, wie de Scheeskes fleige!»

Nach dem frühen Tod seiner Mutter heiratete sein Vater noch einmal, und beide Eltern haben dann ein schreckliches Ende gefunden, indem aus nie ganz geflärtem Unfall die Stiefmutter seinen Vater erschoss und sich dann selbst vergiftete. Er selbst aber hat das Gesetz er-

füllt, nach dem er angefreten. Er verließ die Schule mit dem «Einjährigen», versuchte es mit dem Postdienst, wurde aber bald wegen irgendwelcher Unregelmäßigkeiten entlassen. Dann fand er eine Zeitlang ein Unterkommen bei einer angesehenen ostpreußischen Zeitung, und aus seinen Erzählungen ging hervor, daß er mit dem Chefredakteur die Zeitung eigentlich leitete. Dann glitt er in die Versicherungs-«Branche» hinab, und dann ist er verschollen. Vielleicht hat der Krieg ihm noch eine gnädige Gelegenheit gegeben, ein vertanes Leben mit einem anständigen Tode zu schließen. Und so würde die große Gerechtigkeit des Lebens das Beste getan haben, was zu tun ihr immer möglich ist: das Mißlungene unter den Acker zu pflügen, in der Hoffnung, es könnte auf diese Weise wenigstens in dem unbestechlichen Haushalt der Natur noch einmal verwendet werden.

Lernte ich also in diesem Gefährten schon eine mir fremde Menschenart früh kennen und sogar erkennen, so erweiterte der andere, «Jule» genannt, diese Kenntnis nach einer andern Seite. Jule stammte aus einem kleinen Kaufladen einer kleinen Stadt, und das emsig Bewegliche, sich Anschmiegende und vorsichtig Abwartende seiner Bewegungen wie seiner ganzen Seelenhaltung mag aus dieser Atmosphäre ein wenig erklärbar werden können. Er war klein, hager und schwächlich, mit sehr langen Armen, und es ist mir unvergeßlich, wie er bei nicht mehr zu vermeidenden Kämpfen den Knöchel seines Mittel-

ingers aus der geballten rechten Faust hervorstehen ließ, um mit ihm seine «Bauch- und Nierenschläge» wirksamer zu machen, in denen er durch seine Affenarme Meister war, und mit denen er also eine besondere Eigenschaft seines Körpers schnell und praktisch zu benutzen wußte.

Er hatte ohne Zweifel Ähnlichkeit mit einer Ratte, und auch von einem Anteil an der Börsartigkeit und schmutzigen Giftigkeit dieser Tiergattung kann ich ihn leider nicht freisprechen. Denn es muß schon gesagt werden, daß wir alle ihm viel Schweres in unserem jungen Leben zu verdanken hatten. War er doch derjenige, dem bestimmt war, unsre Reinheit zu zerstören und uns auch aus dem Paradiese zu vertreiben, das uns nach dem Verlust unsrer Waldheimat noch geblieben war, dem Paradies der Unschuld.

Zwar waren wir in einem ländlichen Leben aufgewachsen und somit nicht unbekannt mit den Erscheinungen, mit denen die Natur für die Erhaltung ihrer Art zu sorgen pflegt. Doch war das Geheimnis und der Sinn der Vorgänge uns immer verborgen geblieben, da niemand sich für berechtigt oder verpflichtet hielt, den Schleier mit weiser Hand vor uns aufzuheben. Es galten ja zu den Zeiten meiner Kindheit alle diese Dinge für böse und schmutzig, und jedermann weiß, wieviel Leid dem heranwachsenden Geschlecht daraus erwachsen ist, daß man die Augen mit beiden Händen zumachte, in der unklaren Hoff-

nung, das Leben werde «zu seiner Zeit» schon für das Nötige sorgen.

Es ist mir in der Erinnerung, als hätte Tule mit Ungezüglichkeit nur darauf gewartet, sein Wissen auf eine hastige, heimliche und schmußige Weise unsrem Kreise mitteilen zu können. Und sicherlich war nicht die «Erkenntnis», die er vermittelte, das Verstörende und das ganze Weltbild jäh Verändernde und Zerreißende, sondern die Art, in der er sie vermittelte. Denn das «Begrinsen» der Geheimnisse war für uns das Schlimmste, was das Schicksal uns bereiten konnte. Das Geheimnis hätte uns ja auch als etwas Heiliges enthüllt werden können, das es ja in Wirklichkeit war, und aus einer neuen und unerhörten Erkenntnis hätten wir ohne Scham den Weg in den Alltag zurückfinden können. So aber stürzten wir in einen Abgrund von Scham, und der Zerstörer unsres Paradieses unterließ nicht, uns in einem unzerreißbaren Netz von Mitschuldigkeit zu verstricken, uns mit immer neuen Enthüllungen weiter zu locken und so allmählich alle Gründe erzittern zu lassen, auf denen unser junges Da-sein ruhte.

Ach, wie vieles brach zusammen und ging für immer verloren! Und am schmerzlichsten war der Verlust der heiligen Unbefangenheit, mit der wir auf Menschen und Dinge geblickt hatten. Nun war es nicht mehr dasselbe, wenn wir unsrer Mutter vom Leben in der Stadt erzählten, wenn wir ein Mädchen ansahen, wenn wir abends

unser Gebet sprachen. Der Spiegel war getrübt, der in den Märchen anzeigt, daß der fern Wandernde gesund und treuen Herzens ist, und keine Macht des Himmels und der Erde war imstande, das Verstörte zu heilen.

Als ein sehr empfindsames Kind habe ich auch diesen Sündenfall wohl auf eine schmerzlichere Weise erleben müssen als andere Kinder, und so bitterlich bewegte ich das Ganze in meinem Herzen, daß die Schatten dieser Zeit lange mein Leben verdunkelt haben. Und als dann später, wie ja nicht zu vermeiden war, alles an das Tageslicht kam, habe ich keine Hand gehabt, die sich schützend und verstehend über mich legte, sondern nach der Sitte jener Zeit verdeckte man das eigene Unrecht damit, daß man ein Wehegeschrei über alle Beteiligten erhob und die ohnehin Verstörten nun vollends in einen Abgrund der Scham und Sünde stürzte. Ja, mit Bitterkeit habe ich lange Zeit derer gedacht, die damals mein Leben leiteten. Sie glaubten, recht zu handeln, und kein Vorwurf soll sie mehr treffen, aber Jahrzehnte hat es mich gekostet, um die Verstörung meines Selbstgefühls und meines Vertrauens wieder zu heilen, die ich damals erfahren habe.

Nach ein oder zwei Jahren verschwand also Jule aus unserem Kreise, wahrscheinlich, um an einer andern Stelle für das Licht der Wahrheit zu kämpfen, und ich erinnere mich, daß seine Mutter ihn voller Empörung aus unsrer

Pension führte, nicht etwa voller Empörung über die zweifelhafte Frucht, die sie der Welt geschenkt hatte, sondern über uns und unsre Angehörigen, die es wagten, ein Kind für Unreines verantwortlich zu machen, das doch schon durch seinen zarten Beinamen seine mädchenhafte Reinheit bewies.

Steine und Brot

Es ist hier nun wohl der Ort, zum erstenmal als einer Gesamtheit derjenigen Anstalt zu gedenken, die mir sieben Jahre lang nach dem Willen meiner Eltern eine wenn auch erzwungene Heimat sein sollte.

Es ist natürlich auch mir so gegangen, daß die Schule weit davon entfernt sein konnte, mir den Garten Eden zu erschließen, aus dem man mich vertrieben hatte, zumal meine ersten Begegnungen mit ihr nicht ein Quell der reinen Freude waren. Aber wenn ich von den ersten dumpfen Jahren absehe, in denen das Kind nur empfängt, von Unvermutetem immer noch überwältigt und bedroht, und in denen es in sich noch nicht die stille Kraft entwickelt hat, die es dem Fremden entgegenstellen kann: so muß ich hier doch sagen, daß ich meiner Schule nicht im Bösen gedenke, auch wenn dieses Gedenken eigentlich nur die drei letzten Jahre in Freundschaft umfaßt.

Meine Schule wird nicht besser und nicht schlechter gewesen sein als andere auch. Zwar im Äußersten ließ sie in jeder Einzelheit den Vorzug erkennen, eine Gründung des Großen Kurfürsten zu sein, von dem lichtlosen, von gelben Mauern umgebenen Hof bis zu den nach Geruch und Ansehen unvorstellbaren Orten, die der stillen Zelle entsprachen, deren Tür bei uns zu Hause durch ein ausgesägtes Herz geschmückt war. Zumal an nebligen Wintertagen, während des Nachmittagsunterrichts, den wir damals noch genossen, hing über Hof und Gebäude, über Korridoren und von Gaslicht mühsam erhellten dumpfen und engen Klassenzimmern eine unendliche und hoffnungslos zu Boden drückende Wolke der Melancholie und eines wahrhaft acherontischen Fröstelns. Doch sind wir ja auch in diesen Räumen groß geworden, haben das Unfrige gelernt, gefobt und gesündigt, und wenn man bedenkt, daß unser Geschlecht wie kein anderes den Krieg erlebt und bestanden hat, so scheint es mir müßig, über hygienische oder sonstige Zustände vergangener Zeiten beweglich zu klagen.

Es ist nicht leicht, mir heute die damalige Schule als ein Gesamtbild in die Erinnerung zu rufen und es etwa mit dem heutigen zu vergleichen. Ein Kind vermag ja noch nicht zu abstrahieren und aus der Summe der Einzelperscheinungen den Typus zu erkennen. Aber wenn ich mir zunächst den «Lehrkörper» vorzustellen versuche, so ergeben sich mir doch zwei deutliche Unterschiede gegen die

heutige Zeit. Mit der Schule war damals noch eine Vorschule verbunden, und alle an ihr Unterrichtenden leben in meiner Erinnerung nach ihrer äußerlichen Erscheinung als vergrößerte Abbilder des «Löwen», wie etwa ein Götterbild von den Österinseln von denen aus der Pharaonenzeit unterschieden ist. Sie schienen mir in der Robustheit ihres Körpers, in der finsternen Schweigsamkeit ihres Wesens, in der halb geächteten Einsamkeit, in der sie innerhalb des übrigen Kollegiums lebten, wie erstarrte Zeugen aus dem Mittelalter, einer Zeit also, in der man die ABC-Schützen noch mitunter mit Arm- und Beinbrüchen aus der Schule trug, die der Bakel eines rasenden Schulmeisters ihnen beigebracht hatte. Und so wie jene längst vermoderten Zuchtmäster erschienen auch diese ihres Amtes zu walten, in der Meinung, ein Kind müsse «in der Furcht des Herrn» aufwachsen, und nur mit einem leisen Grauen erinnere ich mich besonders des einen von ihnen, dessen glattrasiertes und rotes Gesicht von vielen Warzen entstellt war und von dem das sicherlich begründete Gerücht umging, daß er seine Nonaner halb zu Tode prügle. Die denn auch wie früh verdammte kleine Schatten durch die dunklen Korridore zu schleichen oder zu schweben schienen.

War also diese «Unterwelt» schon auf eine deutliche Weise von der Gegenwart unterschieden, so ist mir als ein zweites Unterscheidendes im Gedächtnis geblieben, daß die äußerliche Erscheinung vieler damaliger Ober-

lehrer einen Schimmer der «Vornehmheit» trug, den man heute vergeblich suchen würde. Unser erster Klassenlehrer zum Beispiel kam niemals anders zur Schule als mit einem wunderbar glänzenden Zylinder auf seinem herrlich frisierten und pomadisierten Haupte, mit Anzügen, deren Eleganz musterhaft war, mit einem Ebenholzstock mit Elfenbeinkrüppel, und alles an ihm war so, daß jede Bühne es sich zur Ehre angerechnet haben würde, ihn als einen älteren Bonvivant mit urbanen Umgangsformen zu gewinnen. Zwar hatte seine Frau wenig Ähnlichkeit mit der Gestalt der Venus Urania homene, doch war sie dafür aus einem reichen Hause, und etwas von dem Glanz ihrer Herkunft fiel somit auch auf «Charlemagne» und sein sonst vielleicht nicht besonders hochgeachtetes Gewerbe.

Auch eines anderen Lehrers derselben Art erinnere ich mich, der im Musikleben der Stadt eine große Rolle spielte, der durch seine Körperlänge und die Höhe seines Zylinders alles Volk um Haupteslänge überragte und dessen Gestalt, mit Zylinder und Hohenzollernmantel, mir unvergesslich ist, wie sie, so angefan, auf unsrem sommerlichen «Schulspaziergang» uns durch die ernste, schweißende Neurungslandschaft vorauswälzte, ein groteskes Beispiel für die Art, wie man vor wenig mehr als dreißig Jahren Natur- und Wanderfreude zu pflegen liebte. Er ist dann früh pensioniert worden, weil wir in seinen Stunden Skat zu spielen und Zigaretten zu rauchen pflegten,

und hat dieses frühzeitige Ende seiner Laufbahn wahrscheinlich frohen Herzens hingenommen.

Neben diesen Grandseigneurs ihres Berufes verschwimmen die anderen mir in der Erinnerung zu einer geistlosen Masse, mit Brillen ausgerüstet, mit klugen oder flachen Gesichtern, mit komischen oder gefährlichen Ungewohnheiten. Es gibt bis weit in die Oberstufe hinauf keinerlei menschliche Beziehung zu einem der Lehrer. Sie sind eine Welt und wir eine zweite. Es gibt keine Genies unter ihnen, weder der Erziehung noch des Wissens. Es gibt solche, die unbarmherzig prügeln, und solche, die wir zu Tode quälen. Bei einigen lernen wir vieles, bei anderen nichts, und nicht immer liegt es daran, daß es an unserem guten Willen fehlt. Gewiß, auch damals gab es Lehrpläne und Methoden, die Zucht war streng, und wenn der Schulrat kam, ein Mann mit dem Titel eines Geheimen Oberregierungsrates, so erbebte die Schule bis zu ihren Fundamenten.

Aber man muß es als Ganzes doch wohl falsch angefangen haben. Ich habe erst von der Obersekunda ab geistig zu leben begonnen, und bis dahin habe ich nur meine Pflicht getan und oft auch dieses nicht. Zu Anfang zwar stürzte ich mich mit einem brennenden Ehrgeiz auf das vor mir Liegende, und die Erziehung, die ich von meiner Mutter empfangen hatte, ließ mich nicht rechts noch links blicken, wenn es galt, meine Pflicht zu tun. Aber die Schule versäumte, mich darin zu bewahren. Wir haben

einen Lehrer für Botanik und Zoologie, der zu fast jeder Stunde betrunknen erscheint und vergeblich versucht, seinen Hut auf den dazu bestimmten Haken zu hängen. Er schwächt, singt und lärmst, und wenn er unterrichtet, löst das lebendige Bild der Natur sich in tote Namen und Systeme auf. Er ist nach seiner frühen Pensionierung Blaukreuzer geworden, aber an den Segnungen dieser Einrichtung haben wir nicht mehr teilnehmen können.

Wir haben einen Religionslehrer, aber wir lernen Sprüche, Lieder und Psalmen, und wenn jemand stockt, hagelt es Ohrfeigen. Wo sind die ergreifenden Gestalten meiner Kinderzeit, Ruth und Joseph und das Heilandskind? Sie sterben vor meinen Augen, den Tod des «Geistes», und erst viel später, jenseits von Schule und Kirche, feiern sie eine späte Auferstehung.

Wir haben einen Lehrer für Geschichte und Erdkunde, der mit dem «Löwen» zusammen einen «Wegweiser» herausgegeben hat. In ihm sind alle Städte, Gebirge und Flüsse unsres Vaterlandes aufgezeichnet, und ihn müssen wir auswendig lernen. Er ist ein gutmütiger, riesiger Mann mit Plattfüßen, aber seine Stunden sind tot, und so beleben wir sie auf unsre Art, indem wir Knallerbsen und Stinkbomben werfen. Er verlangt eine wörtliche Wiedergabe des Pensums, und bei der ersten Abweichung zieht er den langen Ruhrstock aus dem Pult. Er schlägt auf die Hände, zehnmal, fünfzehnmal, aus voller Kraft, und die getroffenen Stellen werden sofort zu geschwol-

lener Striemen. «Hascht gelernt?» fragt er brüllend. «Dummes Luder, hascht nich gelernt!» Und pfeifend fallen die grausamen Hiebe. Dabei ist er ein gutmütiger Mensch, überall geachtet und geliebt, aber das Amt ist für ihn das eines Scharfrichters, und nach der Hinrichtung wäschte er sich die Hände und füttert seine Vögel mit Hanfsamen.

Wir haben einen Mathematiklehrer, der früher als Steuermann zur See gefahren ist, einen wahrscheinlich genialen Kopf, aber er unterrichtet für zwei oder drei aus der Klasse und die andern sind für ihn «Eiermänner». Wir versuchen, mitzukommen, müssen es aufgeben und füllen die Stunden mit Dummheiten und Lärm.

Wir haben einen Zeichenlehrer, den wir mit freundlichem Hohn «Professor» nennen. Wir zeichnen alte Löpse, Würfel, Pyramiden. Manche von uns brennen vor Sehnsucht, hinter das Geheimnis der Kunst zu kommen, der Landschaftsskizze, der Farbe, der Perspektive. «Weshalb muß das so sein, Herr Professor?» «Das möß so sein, du schweinsdommes Rend!»

Noch heute sehe ich mich mit Sorge an, wie ich durch diese toten Jahre gehe. Lücken, die nie mehr zu schließen sind. Neigung zu Lärm, zu Grausamkeit, zum Untergang in einer formlosen Masse. Betrug, um Nichtgewußtes vorzutäuschen, und als Schlimmstes: langsames Bröckeln der Achtung vor der Autorität. Unvergeßlich die Stunde, in der meine Mutter mich hart strafte, weil ich

vor einem alten Waldarbeiter nicht die Mühe gezogen habe, und unvergeßlich ihre erhobene Hand, während sie das Bibelwort ausspricht: «Vor einem grauen Haupte sollst du aufstehen!» Und nun diese grauen Häupter, die wir betrügen, quälen und verhöhnen. Nicht weil wir schlecht sind, sondern weil sie unzulänglich und ungeschickt in ihrem Menschenthum sind.

Die ersten Flecken in meinem Charakter erscheinen. Man behandelt uns grausam, und wir zahlen mit der gleichen Münze. Probekandidaten erscheinen, gutmütige und unglückliche Wesen, und die Tyrannie einer geballten Masse von vierzig Jungen überflutet und begräbt sie. Wir stellen ein Schwein aus Seife auf ihr Pult und setzen ihm eine Brille auf. Wir tragen Kneifer ohne Gläser und behaupten, wir seien plötzlich taub geworden. Wir schießen Papierkugeln in das gequälte Gesicht vor uns. Wir sind ohne Mitleid, ohne Erbarmen, ohne alles, was ein frommes Elternhaus in unsre kindlichen Seelen gepflanzt hat. Wir sind wie die Masse aller Zeiten und allen Alters: roh, blutdürstig, bereit, uns von den Bösesten widerstandlos führen zu lassen.

Es ist mir, als hätten diese vier ersten Jahre bereits den trüben Bodensatz, den jedes Leben besitzt, bis zu seiner Liebe aufgerührt. Ich habe keinen Führer, niemanden, zu dem ich voller Verehrung aufblicke und dessen Leben ich nachzuleben versuche. Die Eltern sind weit, die Lehrer sind fremd, und Gleichgültiges, Romisches und Abstoßendes

erfüllt ihr Bild. Die Pensionsmutter bekümmert sich darum, daß wir uns satt essen und es gut in ihrem Hause haben; die Kameraden sind laut, roh, nach den Geheimnissen des «Lebens» begierig, und die «Jugendbewegung» ist noch nicht da, in der ein Kind in seinen bedenflichsten Jahren mit glühender Begeisterung zu seinem Führer aufblickt. Eine furchtbar angleichende und herunterziehende Macht liegt in der Gesamtheit meiner Klasse. In ihr bin ich geborgen, und wenn ich schuldig bin, sind alle schuldig. Sie hat kein Niveau als das des Bösen, höchstens des Durchschnittlichen, und sie wirkt auf alle, die nicht früh gehärtet sind, wie ein Strudel.

Ich bin nicht nur ehrgeizig, sondern ich werde neidisch. Wir haben nicht nur in den Zeugnissen eine Rangordnung – eine der verruchtesten Untaten früherer Pädagogik –, sondern auch in der Stunde, so daß etwa bei einer schwierigen Frage, die von zehn, zwanzig nicht gewußt wird, plötzlich der einundzwanzigste «herüberkommt». Und da er mit seiner ganzen Ausrüstung wandern muß, mit Tornister, Büchern, Atlanten, Reißbrett, Turnschuhen und so weiter, und da das bei jeder Frage geschieht, die einer beantworten und der andre nicht beantworten kann, so ist leicht vorzustellen, welche bewegte Völkerwanderung in einer einzigen Stunde stattfinden könnte. Und sie verdirt den Charakter. Todfeinde wechseln die Plätze, der eine steigt, der andre stürzt, und kaum ist die neue Ordnung des Geistes hergestellt, so wirft die

nächste Frage das Gleichgewicht wieder durcheinander, Freundschaften wie Feindschaften, und der Krieg aller gegen alle beginnt von neuem.

Etwa drei Jahre bin ich unangefochten Primus gewesen, ein Amt, dem sich niemand ohne Gefahr für seine Seele lange Zeit hingeben kann. Über eines Tages wird mein Nachbar Primus, nicht nur auf Grund seines besseren Zeugnisses, sondern auch seiner größeren Begabung. Er ist der Sohn eines kleinen Beamten, in bitterer häuslicher Armut, ein stilles, zartes, sehr feinsinniges und sehr sauberer Kind. Und nach den Ferien, als er mir von meinem angestammten Platz freundlich wie immer die Hand gibt, sehe ich die Hand nicht. Ich bin sein Feind geworden, weil er der Bessere ist, und weil ich einsehe und weiß, daß er der Bessere ist.

Welch eine Verwirrung aller guten Kräfte in meiner Seele! Ein Gefühl, das ich nie gekannt habe, eine Handlung, derer ich niemals fähig gewesen wäre, solange ich noch in den Wäldern lebte. Ein Makel, der bis heute brennt, wiewohl das Schicksal, gütiger als wir meinen, es so gefügt hat, daß gerade dieser Primus der einzige meiner Schulfreunde ist, mit dem mich noch ein Gefühl der Zusammengehörigkeit verbindet.

Wo ist der Einklang geblieben mit Wald und Tier in jenen so traurigen Tagen? Innerlich brennt die Sehnsucht nach dem, was wir einst besaßen, aber so viel haben wir schon gelernt, daß es eines jungen «Mannes» unwür-

dig ist, Schmerzen zu tragen, und so tun wir, was auch die Großen tun, wenn etwas Unsicheres und Mahnendes in ihren Herzen ganz leise spricht: wir lärmten.

Wie also bringen wir unsre Nachmitte zu? Die Zeit der Freiheit und der Einkehr? Wir versammeln uns in unsrer Pension, die «Heimatfreuen» Landsleute, die beiden von dem Sandgut der Johannisburger Heide, der Kapitän, Iltis, Tule, mein Bruder und ich. Iltis hat einen Landsmann aus seiner Gegend in unsrer Straße, der einen kleinen Laden hat und auf einen schönen polnischen Namen hört. Er ist Iltis irgendwie seelisch verwandt, ein Prahler, Lügner und kleiner Hochstapler. Über er verkauft uns jeden Nachmittag eine Bierflasche mit Kümmelschnaps für zwanzig Pfennige und viele Zigaretten, Marke Pteo, elf Stück für zehn Pfennige.

Und damit setzen wir uns zum Skat. Wir schmettern die Trümpfe auf den Tisch, daß es seine Art hat. Wir stoßen an und rauchen. Wir sind Männer. In einer Steinwüste vertreten wir unsre Landschaft, verbannete Recken, die der Heimat gedenken. Es tut nichts, daß die Recken viel schneller betrunken sind, als es sich für Recken geziemt. Daß die kleine Pensionsmutter die Hände ringt und man uns Buchthaus und Galgen prophezeit. Wir schlagen mit der Faust auf den Tisch, verbitten uns jede Einmischung und verlangen die uns zustehende Freiheit. Ich bin dreizehn Jahre alt, Oberkilianer, und weshalb sollte ich nicht ein Recht auf Freiheit haben?

Ist es nur ein schlechtes Beispiel, oder bricht ein dunkler Duell vergangener Geschlechter in mir auf? Ich weiß es nicht. Aber nach zwei Monaten ist alles vorüber. Der Schnaps schmeckt nicht, die Zigaretten, der Skat. Ein erschrecktes Kind erwacht mit einem bitteren Geschmack auf der Zunge und im Herzen, und abends vor dem Einschlafen erblicke ich mitunter Trilljam in seinem gelben Mantel und mit seinem gelben Pferd, und ein leiser Schauer röhrt mich noch heute an, wenn ich bedenke, wie nahe ich manchmal dem war, was ich verfluchte.

Die Wälder rauschen

Aber ich vergesse eines, während ich mich der Erinnerung an diese trüben Jahre hingabe: daß dies alles ja nicht mein Leben war. Dass ich zwar dort sein mußte, in Schule, Pension und Stadt, dass ich lärmte und mich verleugnete, aber daß mein Herz zu allem diesem flopste, wie es zu unsrem Almen flopft, fast unbewußt und fast außer uns. Denn dieses war ja nicht meine Heimat. Ich konnte vieles verleugnen, aber nicht meinen Ursprung. Und wenn auch die Schule oder die Kirche mich nicht davor bewahren konnte, mitzulärmten in der Rotte, so haben die Wälder mich doch davor bewahrt, unterzugehen in ihr und in ihr mich zu Hause zu fühlen. Das Schicksal hat mir in allen jenen Jahren etwas Großes geschenkt: daß ich viermal im Jahr mich reinwaschen konnte von dem Schmutz, mit dem das Leben mich nicht verschonte. Denn mit dem Augenblick, in dem der dunkle und ernste

Streifen unsrer Wälder am Horizont erschien, war das andre alles versunken, ausgelöscht und nie gewesen. Ich kehrte heim, als sei ich niemals fortgewesen. Ich fand mich wieder, das Kind, wie ich es verlassen hatte. Es fragte nichts, es machte keine Vorwürfe, es dachte an keine Zukunft. Es wartete nur, wie im Märchen gewarzt wird, still und ohne Frage, und nahm mich wieder bei der Hand, und bei dieser Berührung war alles, wie es immer gewesen war.

Ja, mehr war mir Heimat als der Ort, an dem ich aufgewachsen war. Als ein Heimatloser hätte ich verlorengehen können, weil ich ohne Wurzeln hätte wachsen müssen. Nun aber, auch wenn ich die Augen der Eltern hätte vermeiden wollen, konnte ich vor diesen ernsten großen Augen nicht ausweichen. Ich mußte fliehen oder mich reinigen. Es ist nicht nur ein von den Pantheisten gebrauchtes Bild, daß der Wald eine Form Gottes sei. Und wenn ich das Gedicht der Kinderzeit vergessen hätte, daß Gottes Augen überall seien, hier war es wieder da. Es gab keine Lüge im Wald, keine Eitelkeit, keinen Lärm. Ich war ein Kind damals, aber manchmal hob ich die Arme auf wie der Jäger Michael. So groß war die Heimat, die mich wieder umfing.

Damals war die neue Bahn gerade fertig geworden, die von der Hauptstadt bis in die Johannisburger Heide lief, und immer zu Ferienanfang war ein halber Wagen der vierten Klasse mit den «Waldleuten» gefüllt, die heim-

kehrten. Wir hatten einen Reisekorb, wie die Dienstmädchen ihn noch heute haben, und manchmal einen Kopfkissenbezug mit gebrauchter Wäsche, und manchmal noch einen Pappkarton dazu. Wir waren nicht sehr vornehm.

Auch waren die Wagen vierter Klasse nicht sehr luxuriös damals. Wer kein Geld hatte, galt nicht viel im alten Vaterland. Sie waren nicht viel anders eingerichtet als Viehwagen, das heißt, sie hatten viel Platz. In einer Ecke stand ein eiserner Ofen, den wir im Winter heizen durften, und die Fahrgäste saßen auf Körben und Bündeln, und manchmal lagen sie auch auf der harten Erde. Meistens fuhren wandernde Musikanten für eine Stunde mit, die in zerrissenen Hüten sammelten, und wenn Markt in einer Stadt gewesen war, so lagen versteckt in den Ecken graue Säcke, die sich bewegten, denn auch die Gerkel, die man gekauft hatte, machten die Reise mit.

In den ersten Jahren war dies alles sehr aufregend. Zuerst mußte der Gepäckträger pünktlich in die Pension kommen, ein alter, einäugiger Mann, der mitunter, auf seiner Karre sitzend, den «Faust» las. Wenn er nun nicht käme, so würden wir den Zug versäumen und ein ganzer Tag würde verlorengehen. Er kam immer zur Zeit, aber ich hatte viele Schmerzen zu leiden, bis er wirklich da war. Und dann kam die Fahrt mit der Pferdebahn und der Fahrkartenkauf und die ungeheure Frage, ob wir auch den richtigen Bahnhof und den richtigen Zug erreichen würden. Aber schließlich waren wir doch alle zusammen,

zehn oder zwölf aus den großen Wäldern, und die Lokomotive flog wirklich nicht in die Luft, und wir verloren die Fahrkarten nicht, und niemand stahl den Reisekorb.

Und dann saß mein Vater wirklich im Wagen, weil die Pferde immer unruhig waren bei dem Teufelswerk, das auf Schienen ging, und winkte uns. Zuerst war es noch ein schöner gelber Jagdwagen mit zwei Pferden, und dann wurde es ein Einspänner, weil wir unsre Landwirtschaft verkleinerten. Und mir ist in der Erinnerung, als sei auch mein Vater immer müder und gebeugter geworden, nicht so sehr beim Empfang als vielmehr beim Abschied, wenn er uns wieder zur Bahn brachte. Wahrscheinlich ist das eine Täuschung, aber der innigste Teil meiner Liebe zu meinem Vater ist an dieses Bild gebunden, wie er vom Wagen uns zuwinkt oder, mehr noch, wie das Fuhrwerk mit ihm wieder verschwindet, auf der schmalen Straße, den Wäldern zu, indes der Zug noch rangiert und wir ihm nachblicken können. Es gibt keine Bärftlichkeit zwischen uns, dazu sind wir alle zu scheu, aber ich glaube, daß auch seine Augen von heimlichen Tränen verdunkelt werden, wie er nun wieder heimfährt, in die große Einsamkeit, und für ein Vierteljahr ist alles wieder zu Ende.

Viel später erst habe ich begriffen, was meine Eltern geopfert haben, um mich das werden zu lassen, was ich geworden bin. Auf wieviel sie verzichteten, in wievielen sie sich beschränkten, ja, wie sie Not litten, damit ich nicht

in Not zu sein brauchte. Und wie bitter es war, Geld zu verlangen, ja überhaupt vom Gelde zu sprechen. Denn wir verachteten es, weil es unser unwürdiger Herr war. Wir streuten es aus, wenn wir es besaßen, und wenn wir keines besaßen, so fügten wir uns ingrimmig dem Zwang, es beschaffen zu müssen. Aber wir hatten nicht viel Gelegenheit, es auszustreuen.

Ja, die Ferien aller dieser Jahre und noch weit darüber hinaus stehen wie ein Paradies in meiner Erinnerung, ein wiedergewonnenes, das ja um vieles kostbarer war als das nie verlorene. Ich kann es nicht beschreiben, wie es war, wenn wir in den hohen Kiefernwald einfuhren, wenn der erste Raubvogelschrei über die Wipfel fiel, unser Roggenfeld in der Sonne wogte, das rote Dach hinter der Esche erschien. Vielleicht war es im Kriege so, als ich zum erstenmal in der Morgenfrühe aus Russland über die Grenze kam und am Memelstrom schlügen tausend Nachtigallen; vielleicht ist es so, daß nur die Musik das darzustellen vermag, wenn eine Dissonanz sich löst und aus dem zerrissenen Abgrund hebt eine Cellomelodie sich ruhig und ihrer Ewigkeit gewiß immer leuchtender in die Höhe. Dann vermag das Herz noch ebenso zu erbeben wie damals, wenn die Heimat sich aufhob und ich am ersten Abend am Waldrand stand und das großartige Schweigen der ländlichen Erde sich bis zu den Sternen hob.

Und dann kehrte ich zurück in den alten Kreislauf ver-

gangenen Lebens, zu den adligen Berufen, die der einfache Mensch sich noch bewahrt hat, zu denen des Hirten, des Fischers, des Jägers. Lächerlich und ganz und gar zu verachten war der Ehrgeiz eines städtischen Lebens, die Rangordnung, das Zeugnis, der kümmerliche Kranz des geistigen Ruhmes. Die Flöte, das Netz, die Büchse waren die Dinge, die Gott geschaffen hatte, und ihnen gab ich mich wieder mit aller Leidenschaft hin, die ein zärtliches Herz für die erste Geliebte empfindet.

Zwar war das Amt des Hirten von allen erwähnten das am wenigsten geliebte, weil es neben seiner Freiheit und Größe am meisten mit Sorge belud. Aber wenn unser Hütejunge zum Konfirmandenunterricht ging, was er zweimal in der Woche tun mußte, und wozu er den ganzen Tag brauchte, denn der Weg zum Pfarrer befrug zwei Meilen hin und zwei Meilen zurück, so fiel sein Amt auf uns, und manchmal war es ein tränenvolles Amt. Wir hatten eine große Viehherde, manchmal bis zu fünfzehn Stück, und immer war ein böser Stier dabei. Und auch wenn er nach damaligem Brauch ein Brett vor der Stirn trug, so fiel ihm doch manchmal ein, die Erde mit den Vorderhufen zu bearbeiten, unter dumpfem Gebrüll, das gleich dem eines Teufels klang, der nach gebratener Speise verlangt.

Und außerdem besaßen wir das Recht der Waldweide, ein sehr kostbares Recht, weil der Milchertrag davon abhing und von diesem ein Teil unsres Lebens in der Stadt.

Aber der Wald war groß, und erst wenn man bei Sonnenaufgang auszog, einen Stock in der Hand, einen Sack mit Brot über der Schulter, erkannte man erzitternden Herzens, wie ungeheuer groß er war. Und an schwülen Tagen hob eine Wolke von Bremsen und Stechfliegen sich aus den feuchten Brüchen und stürzte sich auf die Herde. Dann begann es immer so, daß endlich die erste Kuh den Schwanz hob und mit einem Schmerzensgebrüll davonstürmte, und nach dem ostpreußischen Sprichwort: «Wenn eine Kuh den Ziegel hebt, so heben sie ihn alle», ist leicht vorzustellen, wie ich weinend und voller Verzweiflung kilometerweit die Abtrünnige verfolgen mußte, und wie es manchmal damit endete, daß ich allein und verlassen dastand, wie das Männlein im Walde, aber nicht «still und stumm», und Kühle, Hirtenamt und Wald verfluchte. Und kam ich dann manchmal nach Hause geschlichen, ohne Herde, ein pflichtvergessener Hirte, so konnte es sein, daß die Tiere, flüger als ihr Wächter, schon friedlich an dem Tränktrog neben der Pumpe standen, und somit war die ganze Tragödie umsonst gewesen.

Und doch hat auch dies wohl seinen Anteil an dem «Haushalt meiner Natur» gehabt. Nicht nur war das frühe Amt ein guter Erzieher, sondern an solchen Tagen tat das Geheimnis des Waldes sich auch tiefer auf als sonst. Nicht nur die Horste der Raubvögel und die Wechsel des Wildes, die Stille, in der das Harz zu Boden tropfte, die große und gestaltlose Sehnsucht, die mich überfiel, wenn über dem

Hochwald der hohe Himmel stand und givischen den Stämmen lautlos das zurückwich, was ich niemals erreichte.

Gut war es mir, barfuß meinen Lebensweg zu beginnen und die Kühle zu hüten. Weil ich in der Stille anfing, konnte ich dem Lauten nie ganz versallen. Weil ich als Kind die Wälder schweigen und wachsen sah, konnte ich immer ein stilles Lächeln für das aufgeregte Treiben haben, mit dem die Menschen ihre vergänglichen Häuser bauten. Es war, als früge ich andre Gesetze und Maßstäbe in mir, größere und strengere. Ich konnte nie mehr ganz aus dem Kreis der Natur herausfallen, und immer hielt ein letztes Band mich noch am Willen der Schöpfung fest, wenn auch rings um mich die Menschen schon längst vergessen hatten, daß auch sie Geschöpfe und nicht Schöpfer waren und an ihren babylonischen Türmen bauten, als sei es ihnen und nur ihnen allein vorbehalten, die Achse der Welt in sich zu tragen.

War dieses adlige Amt also mit einigen Schmerzen verbunden, so war das des Fischers wohl ab und zu mit Sorgen beladen, aber in meiner Erinnerung steht es als ein schöner Anfang aller Männlichkeit, der Selbstständigkeit und einer ganz reinen Verbundenheit mit der Natur. Ich habe schon erzählt, daß der bei unsrer Försterei gelegene See uns vom Forstfiskus in Pacht gegeben war, und bald war ich von meinem Vater und einem alten Fischer so weit ergogen, daß der Fischfang mir allein übertragen wurde. Der See war nicht groß, kaum tausend

Meter in der Länge, mit verschilfsten und sumpfigen Rändern und moorigem, krautbewachsenem Grund. Über er war sehr fischreich, und neben alten Hechten und minderwertigen Weißfischen besaß er als Kostbarkeit eine nie abnehmende Menge von Schleien, die durch ihren Wohlgeschmack in der ganzen Gegend berühmt waren.

Wir hatten etwa zwanzig Paar Reusen und ein paar feinmaschige Stellnetze, die quer vor die verschilfsten Buchten gelegt wurden. Um späten Nachmittag machte ich mich dann auf, barfuß, mit einem alten Mantel, der von getrocknetem Schlamm und Fischschuppen starrte. Die Netze mußten sehr sorgfältig zusammengelegt und im Flachkahn untergebracht werden, und dann kam es darauf an, an jedem Abend die Stellen mit dem Gefühl zu erkennen, die eine gute Beute versprachen. Es war vieles dabei zu bedenken: die Windrichtung, die Witterung, die aufsteigenden Luftblasen, die anzeigen, daß ein großer Fisch soeben im Kraut verschwunden war, und vieles andere. Über das meiste hing von einer Art von Instinkt ab, von dunklem, vererbtem Wissen, wie ja auch der Fischadler nicht jeden Tag dasselbe Jagdgebiet hatte.

Um Morgen war ich dann bei Sonnenaufgang schon am See. Über dem schwarzen Wasser standen bewegungslos die Stangen, mit denen die Reusen am Grunde befestigt waren. Lauflos mußte der Kahn, ohne seine Schäften auf die Netze zu werfen, an die Stangen herangetrieben. Steigten dann Blasen aus dem Grunde auf und rühr-

ten die Stangen sich leise, so war es ein gutes Zeichen, und jedesmal war der Griff nach der Reuse von Herzschlag begleitet. Hatte in der Nacht ein Gewitter über der Landschaft gestanden, so war die reichste Beute zu erwarten, weil die Fische, unruhig, die ganze Nacht gewandert waren. Dann waren die Neße so gefüllt, daß man sie kaum in den Kahn heben konnte, und einmal habe ich unter bitteren Tränen erlebt, daß das Garn unter dem Gewicht des Fanges riß und die ganze Last wieder in der Tiefe verschwand.

Manchmal tobte ein armlanger Hecht im Neß, der mit aller Vorsicht geborgen werden mußte, manchmal hob ich eine Schildkröte empor, und ab und zu ein Wasserhuhn, ertrunken, das ein Opfer seiner Raubgier geworden.

Immer schwerer wurde der Kahn, denn die Fische mußten in der mittleren Abteilung des Bootes vom Wasser bedeckt liegen, damit sie nicht starben, und die nassen Neße drückten den Kahn immer tiefer hinein. Kam dann Wind auf, so war es eine harte Arbeit, vom Ende des Sees heimzukommen, und nachdem die Hechte und Schleie im Fischkasten untergebracht waren, der im tiefen Wasser schwamm, begann erst die schwerste Arbeit, das Aufspannen der Neße zum Trocknen. Ging es dabei mit den Reusen nicht allzu schwer, so verlangten die Stellneße jeden Morgen eine neue Probe aller meiner Fertigkeiten. Da sie dreimaschig waren, ein feines Gewebe, das auf

beiden Seiten ein gröberes und weiteres Garn hatte, und da in ihnen sich fast nur Hechte und Barse fingen, wilde und stachlige Gesellen, so hing fast jeder Fisch in einer fast unlöslichen Wirrnis der Fäden, die hundertmal durch-einandergeschlungen waren und mit unendlicher Geduld auseinander gelöst werden mußten, ohne daß eine Masche des teuren Neßes zerrissen werden durfte. Und lernte ich dabei auch sehr früh auf eine gotteslästerliche Weise fluchen, wie es eben zu solchen männlichen Berufen gehört, so lernte ich auch eine frühe Geduld und Gewissenhaftigkeit, die mir mit der Mühe nicht zu teuer bezahlt schien.

Auch bei diesem Handwerk fehlte es nicht an Schicksalschlägen. So wenn jemand aus dem Wilddiebsdorf in der Nacht den Fischkasten leerte oder wenn nach einem schweren nächtlichen Gewitter zwei Bentner Schleie im Fischkasten gestorben waren und vergraben werden mußten. Dann half eben keine Träne des Zornes oder der Enttäuschung, sondern es mußte wieder von vorn angefangen werden.

Doch trug die Fischerei ihren Zauber nicht nur in sich allein, sondern sie war verbunden mit dem Zauber jagdlicher Abenteuer und einer herrlichen Einsamkeit, in der ich früh auf mich allein gestellt war, und in der Auge, Ohr und Hand eine andere Bedeutung hatten als in der Schule.

So wie ich mit sieben oder acht Jahren zu rauchen begonnen hatte, sehr heimlich und mit unvergeßlichen Fol-

gen, so hatte ich auch um dieselbe Zeit zu schießen begonnen, und eine strenge Ausbildung hatte mich in allen Dingen der Jagd früh dahin gebracht, daß mein Vater auf diese meine Fähigkeiten wahrscheinlich stolzer war als auf meine guten Schulzeugnisse. Damals konnte ich auf hundertfünzig Meter einen Haubentaucher mit der Kugel schießen, konnte Wildenten, Sperber und Tauben aus dem Fluge herunterholen, und noch viel später, als ich in Frankreich die Scharfschützen der Division mit dem Zielfernrohr ausbildete, stand neben mir nicht die Gestalt irgendeines Kommandeurs, sondern die meines Vaters, der Lob und Tadel still, aber mit unvergeßlicher Wirkung austeilte.

Der See aber war für mich dasselbe, was Amerika für die ersten Trapper war. Nur mußte man bescheiden im Vergleichen sein, und daran fehlte es mir nicht. Damals waren seine Ufer noch mit alten Erlen bestanden, ehe ein reicher Mühlenbesitzer die Ufer pachtete, sie in Wiesen zu verwandeln versuchte und alle Bäume herunterschlagen ließ, der erste Einbruch sinnloser «Civilisation», den ich in meiner Heimat erlebte. Und während im Schilf Wildenten, Taucher und Fischreiher hausten, ab und zu sogar eine Rohrdommel, waren die alten Bäume und Grenzpfähle der Standort der Raubvögel, denen nach einem ungeschriebenen Gesetz der See und seine Ufer als Jagdgebiet gehörten: Bussarde, Hühnerhabichte, Gabelraben, Röhrreihen und, als die Krönung des Ganzen, der königliche Fischadler.

Dieser Vogel hat in meinen damaligen Tagen und Träumen eine besondere Rolle gespielt. Er horstete weit-ab in den Wäldern, die den andern uns gehörigen See umgaben, und ein paarmal am Tage kam er herüber, um aus diesem seinem zweiten Jagdgebiet seine Beute zu holen. Vielleicht sind an sein herrliches Bild meine ersten kaum bewußten Dichterträume geknüpft, denn oft, wenn ich in den Schonungen jenseits des kleinen Dorfes war, sah ich ihn von unsrem See zu seinem unbekannten Horstbaum fliegen, himmelhoch, aber doch war die Beute in seinen Fängen noch zu erkennen. Und dort, wo ich stand, ließ er immer seinen Schrei über die unendlichen Wipfel zu mir herunterfallen. Einen flagenden, einsamen und mich auf eine unbeschreibliche Weise ergreifenden Schrei. Dann starrte ich ihm nach, solange ich das Bild seiner schmalen riesigen Schwingen erkennen konnte, und eine unendliche Sehnsucht ergriff mich, das auf irgendeine Weise zu sagen, zu singen, mir vom Herzen zu lösen.

Und vielleicht war es deshalb gut, daß ich diesen Adler niemals geschossen habe. Nach keiner Beute hat mich in meinem Leben leidenschaftlicher verlangt als nach ihm. Jedesmal hörte mein Herzschlag auf, wenn in unendlicher Höhe der Adler plötzlich seine Flügel anzog und in fast senkrechtem Sturze auf den Fisch hinabstieß, den er gesehen hatte. Wie ein weißfunkelnder Blitz schoß er herab, eine Schaumwolke brauste auf, und langsam, schwer und majestätisch hoben sich seine Schwingen aus

ihr auf, während in seinen Fängen der riesige Fisch sich noch wand, den er geschlagen hatte. Jedesmal zielte meine Büchse nach der Stelle, an der er wieder auftauchen mußte, und jedesmal ließ ich sie wieder sinken, vielleicht weil ich fürchtete, ihn zu fehlen, vielleicht, weil ich fürchtete, ihn zu treffen. Auch seinen Horst habe ich nie entdeckt, und so ist er in meiner Erinnerung das Stolzeste und Unerreichbarste geblieben, das meine Heimat besaß und das sie auf eine gütige Weise mir vorenthielt, damit die Hand nicht entweihte, was nur der Seele gehören sollte.

Ja, ein großer Jäger war ich damals, und selten wohl war der Wald so sehr einem Kinde Haus und Hof wie mir. Moore lagen in ihm, deren fremdartige Namen schon etwas Lockendes und Verzauberndes für mich hatten: die Padolisken, die Jeschurkobrücher, der Teftscharf, das Baranij Bjell. Zum Teil waren sie unbetretbar, immer kleiner wurden die Kiefern und Birken an ihrem Rand, und in ihrer Mitte stand Schilf und hohes Niedgras um unbewegliche Wasserblänken. Kraniche brüten dort, und manchmal nahm ich heimlich zwei Bretter von Hause mit, um auf ihnen, Schritt vor Schritt, in die schwankende Welt vorzudringen, die so viel Geheimnisvolles hinter dem Festen der Erde verbarg. Aber dann zitterte der Boden unter meinem Fuß, die niedrigen Sträucher bewegten sich, Wasser stieg dumpf und drohend zwischen den Halmen in die Höhe, und niemals gelang es mir, zu meinem Heil wahrscheinlich, in das Unbetretbare

vorzudringen. Aber so getreulich hat die Seele das alles bewahrt, daß ich bei dem Versuch, das Land des Totenkopfes in der «Majorin» zu beschreiben, nur die Augen zu schließen brauchte, um das alles wieder aufsteigen zu lassen: den bitteren Geruch der Sumpfpflanzen, die schwiegende Öde, das bang und verzaubert schlagende Herz.

Auch die Horste des Hühnerhabichts und der Gabelweihe lagen dort, und Tag um Tag saß ich verborgen am Moorrand, bis ein glücklicher Schuß den Vogel vor meine Füße warf. Damals kannte ich weder Müdigkeit noch Zeit und Verdruß. Und der Abend eines solchen Tages sah mich schon wieder im Schilf des Sees, bis zu den Knien im Sumpfwasser, um auf die ziehenden Wildenken zu warten. Rein und gesund war der Schlaf nach solchem Handwerk, indes der Kauz in den Fichten des Gartens schrie und die Wiesenschnarre den ganzen Kreis der Erde mit ihrem eintönigen Ruf erfüllte, bis vor Sonnenaufgang der Kuckuck oder der Wiedehopf mich weckten. So mag ich nicht unähnlich den Menschen einfacher Völker gelebt haben, mit allen Sinnen den Erscheinungen hingeggeben, fern aller Spekulation, und auch bei ihnen mag aus einer Stimme ihrer Landschaft der leise Schauer durch ihr Herz frösteln, der auch mich bewegte und der keine Angst, sondern nur die Ahnung war, daß hinter der Erscheinung noch etwas anderes stehen müßte und hinter dem Glück der Tat noch ein zweites Glück, das uner-

kennbar war, aber von dem es mitunter hertwehte wie von der unbeschrifteten Tiefe des Moores.

Auch war es nicht der Sommer allein, der mich so verzaubernd umsing. Denn da ich als Fremdgebliebener aus den Städten kam, so war ich jeder Jahreszeit geöffnet, und der Schrei der Wildgans oder der Kranichruf, der im Frühling und Herbst über unsre Felder ging, war nicht geringer als der Falkenschrei, der über den Sommerwäldern stand. Und waren die Straßen tief verschneit, so baute ich Marderfallen im Wald und ging den Fährten nach, und manchmal stand ich damals schon um die Zeit des Abendrots auf den Lichtungen der bewaldeten Hügel und blickte lange nach Westen, wo hinter den Wäldern eine fremde Welt begann, und wußte nicht, weshalb auf das Glück der kindlichen Tage ein Schatten fiel, weshalb es so schmerzte, in den brennenden Himmel zu sehen, weshalb bei aller Fülle das Herz so bitter leer war und die Träne immer so nahe. Wußte es nicht, weil ich nicht wissen konnte, daß schon eine ferne Stimme mir rief, als ich am glücklichsten war; daß ich unter meinen ersten Versen schon erzitterte, lange bevor ich wußte, was ein Vers ist; und daß die Sonne mir schon schmerzlich unterging, als doch eben erst mein Leben begann...

Und wieder fühle ich, wie vergeblich es ist, dies alles beschreiben zu wollen. «Die Wälder rauschen...» Wieviel müßte gesagt werden, damit diese Überschrift Wahrheit würde, und wie wenig kann ich doch dazu sagen. Und

es fällt mir ein, daß es vielleicht besser wäre, statt dessen von dem Kranich zu erzählen, den ich besaß, den ich wie einen Bruder liebte und vielleicht mehr als einen solchen. Und daß aus der Erinnerung an ihn das Bild meines Lebens klarer sich erhebt als aus allen Überschriften und dem, was man zu ihnen sagen kann.

Ein Waldarbeiter hatte ihn gefangen, am Rand der Moore, von denen ich erzählt habe. Er war nicht höher als meine Hand, als ich ihn bekam, und ebenso groß wie ich, als ich ihn wieder verlor. Er lebte in unserem Garten, und auch im Garten Eden konnten Mensch und Tier nicht zärtlicher zueinander gewesen sein als wir beide. Jeden Morgen und Abend brachte ich ihm kleine Fische vom See, und er nahm seine Speise aus meiner Hand. Wir erwachten, wenn die Sonne aufging, und begrüßten einander, wie zwei Geliebte einander begrüßen. Scheint nicht der Lauf jener Tage und jener Liebe mir wie der Lauf eines goldenen Rades? Wir legten die Hände spiegelnd in seine Speichen, und leuchtend rollte es vom Aufgang zum Niedergang. Ich rief nach meinem Vogel, und mit ausgebreiteten Schwingen kam er zu meinen Knien. Ich ging vom Hof, und er stand am Zaun und klagte seine Einsamkeit. Ich kam wieder, und seine herrlichen blaugrauen Schwingen schienen mich umarmen zu wollen.

Aber um die Mittagsstunde waren wir der großen Einheit am nächsten. Ich lag auf dem Rasen und rief nach ihm. Er kam und blieb zu meinen Füßen stehen. Er

spielte mit meinen Schuhen, meinen Knöpfen, meinen Händen. Und dann trat er zwischen meinen linken Arm und meine Brust. Er blickte sich noch einmal um, mit seinen wundervollen Augen, denen nichts entging. Dann ließ er sich in die Knie sinken. Noch einmal hob sich sein schlanker Hals, als liege er auf dem Moor und müsse nach seinen Feinden sehen. Dann legte er sich nieder, so daß sein Leib zwischen meinem Arm und meinem Herzen lag, und verbarg seinen Kopf an meiner Brust. Ein leise trauernder Ton kam unaufhörlich aus seiner Kehle, unsaglich geborgen und glückselig. Meine Hand strich über sein bläuliches Gefieder wie über die Wange eines Kindes. Sein Auge öffnete sich noch zutreiben und blickte mich an, und dann schließen wir ein, während die Bienen über uns summten und der Pifol vom Walde rief.

Mir aber ist, als wäre ich dem Herzen Gottes niemals näher gewesen als in den Stunden, in denen meine Hand über das Gefieder des Kranichs glitt, und er an meinem Herzen lag, als hätte dieselbe Mutter uns geboren.

Als ich im nächsten Sommer wieder kam, war der Kranich nicht mehr da. Man sagte mir, er sei verkauft worden, in den Tiergarten einer großen Stadt, und sicherlich war es geschehen, um Geld für mich zu verdienen. Ich verstand das nicht. Ich verstand nur, daß er fort war und daß Garten, Feld und Wald leer waren ohne ihn.

Mein erster Adler

Sch war dreizehn Jahre alt und aus der Stadt zu den Sommerferien nach Hause gekommen. Wir hatten einen neuen Forstaufseher bekommen, und er empfing uns, meinen Bruder und mich, mit den Worten: «Ich weiß einen Schreiadlerhorst, und einer von euch darf einen Adler schießen.» Es gab genug Wunder in unsren Wäldern, aber es dauerte eine Weile, bis wir dieses Wunder begriffen. Wir sahen einander an, mein Bruder und ich, und in diesem Blick fühlten wir, daß Böses und Schmerzliches unter diesem Wunder lag: einer von uns mußte verzichten. Keiner würde es freiwillig tun, denn für einen Adler würden wir unsre Seligkeit verkauft haben. Wir sprachen nicht miteinander, aber mit jedem Blick wußten wir, was der andere dachte.

Am zweiten Tag mußten wir losen. Mit Grashalmen, wie sich das im Walde gehörte. Und ich verlor. Ich

starrte auf meinen Halm und dann auf den meines Bruders: es war kein Zweifel, daß ich verloren hatte. Es war selbstverständlich, daß ich weinte. Und heute, wenn ich die fünfunddreißig Jahre zurückbliebe, ist es mir auch selbstverständlich, daß ich mich gegen mein Schicksal auflehnte. Ich wußte damals nicht, daß jedes Schicksal gut ist. Ich saß auf meinen Lieblingsplätzen in den Wäldern und grubelte. Drei Tage lang. Und am vierten nahm ich einen großen weißen Bogen aus dem Schreibtisch meines Vaters und schrieb: «Ich verspreche und gelobe bei meiner heiligen Ehre...» So fing es an. Und dann folgte die Liste aller Dinge, Besitztümer, Privilegien und Gerechtsame, die ich auf meinen Bruder übertrug, wenn er mir den Adler überließe.

Es waren vier Bogenseiten. So reich ist ein Kind. Von zwei Zaubertringen, die ineinanderzuschlieben und wieder zu lösen waren, bis zu dem unbeschränkten Recht auf die Führung meines gezogenen Tschings, sechs Millimeter-Kaliber, belgisches Fabrikat, Flechschuß auf hundert Meter mit der drei Zentimeter langen Winchesterpatrone, fehlte nichts. Ich war ein Befkler nach diesem Vertrag, ein waffenloser Krieger, ein Steinzeitparia. Aber ich würde eine Adlerfeder an der Mütze tragen!

Und mein Bruder verkaufte seine Erstgeburt. Um mehr als ein Linsengericht, aber er verkaufte sie. Ich glaube, daß er es mehr aus Güte tat als aus Lust an meinem Besitz, und ich schämte mich ein wenig. Nicht so sehr,

daß es quälend war, aber ganz unten in meiner Seele war eine dunkle Kammer, an der ich scheu vorüberging. Erst viele Jahre später habe ich sie aufgemacht.

Und dann gingen wir eines Julimorgens los, der große Jäger und ich. Um halb vier Uhr, und ich hatte nicht mehr als eine Stunde geschlafen. Es war weiter als eine Meile. Betaute Wälder, über denen die Sonne sich hob und in denen jede Spur und jede Stimme mir vertraut war. Ich trug meines Vaters Doppelflinte und seine Jagdtasche, und mein Herz schlug schon, als ich über die Schwelle unsres Hauses trat. Auch die Eroberung Amerikas kann nicht viel anders gewesen sein. Ein Gang mit dem großen Jäger war nicht leicht. Vieles mußte gewußt werden: jeder Vogelruf, jeder Vogelflug; was es bedeutete, daß die Kiefernzapfen weit geöffnet auf dem Moos lagen und daß der Tau auf den Spinngeweben funkelte; Windrichtung und jede Fährte im Sand; das Alter der Bruchstelle an einem geknickten Zweig und das Alter der Schonung, durch die wir gingen. Es war schwer, aber heute will mir scheinen, als ob ein Mensch in zwei solchen Stunden mehr hätte lernen können als in einem ganzen Jahr der Untertertia.

Der Horst lag an unserem zweiten See, abseits der sumpfigen Ränder, in einer Verborgenheit, die ich noch niemals betreten hatte. Kraniche riefen von den Uferwiesen, Bäume waren übereinandergestürzt, Porstbüschel wucherten, und die Luft war schwer und fremd, die Dschun-

gellust eines andern Erdteils. Lauflos schleiche ich in der Spur des großen Jägers. Wir hören den Adler schreien und lauschen. Es ist ein anderer Schrei als der des Fischadlers, aber auch er ist flagend, traurig fallend und ergreifend. Der Wald steht wie ein finsternes Gewölbe und fängt den Schrei auf. Seltsam ist alles, wie ein verbotener Weg, ein Einbruch in ein gebanntes Heiligtum.

Aber der Jäger winkt und der Adlerschrei ist verstummt. Wir stehen unter dem Horst, gedeckt von einem Lindenbusch, unbeweglich, eine halbe Stunde lang. Noch einmal ruft in der Ferne der Adler, und über uns, aus dem riesigen Horst, antwortet die flagende Stimme des Jungen, hoch und ängstlich wie die Stimme eines Rehkitzes. Ein weißer Kopf schiebt sich über den Horstrand, fahl und häßlich wie der Kopf eines Moorgespenstes.

Mahnend hebt der Jäger die Hand. Und dann pflückt er ein junges Lindenblatt, hebt es an die Lippen, und nun ruft es von unten herauf wie ein junger Adler, flagender noch und wie in Not. Meine Augen fliegen durch den röthlich bestrahlten Wald. Mein Herz klopft, und ich sehe Adler überall. «Ruhig», sagt der Jäger leise. «Ganz ... ruhig...».

Und dann ist er da. Lauflos. Zuerst ein Schatten, der dunkel und groß über die Wipfel jagt. Und dann er selbst. Die riesigen Schwingen, der herabschließende Leib. Etwas Dunkles fällt in den Horst, eine unerkennbare Beute. Sekundenlang das Bild des Vogels auf einem grauen

Eichenast, sich öffnende Schwingen ... der Ast, der hinter ihm erbebt ... der Donner des verstörten Schusses ... Widerhall ... Schweigen ... vorbei...

Was hilft es, daß der Jäger mich tröstet? Wir gehen zurück. Jeder Schritt ist ein Schritt durch ein Meer von Schande, Schmerz und Verstoßung. Vorbei. Der erste Adler vorbei. Mein Bruder lächelt nicht, aber in der Nacht, in unsrer Oberstube, als er mich leise weinen hört, sagt er ruhig: «Wenn du willst, kannst du noch einmal gehen». Er hat seine Erstgeburt verkauft, aber nun verschenkt er sie. Ich weiß, daß er besser ist als ich, und ich liebe ihn sehr. Es ist dunkel, und er kann es ja nicht sehen, und so brauche ich mich nicht so sehr zu schämen.

Zwei Wochen später habe ich den Adler geschossen. Aber es hat mich nicht mehr gefreut. Er starb vor mir auf dem Moos, und die kleinen dreieckigen Federn in seinem Nacken bebten leise in seinem Tod. Es war die erste große Erfahrung meines Lebens: daß die Sehnsucht besser ist als der Besitz. Ich habe keine Adler mehr geschossen, und wenn ich heute den großen und traurigen Schrei noch einmal höre, dann stehe ich lange still und lausche, und aus dem dunklen Tal der Erinnerung steht eine zweite Stimme auf, eine tiefe und ernste Stimme, die sich mit der hellen des Vogels verflüchtigt: «Wenn du willst, kannst du noch einmal gehen...»

Aber ich weiß nun, daß es nicht gut ist, noch einmal zu gehen.

Der schwarze und der jenseitige Erdteil

Auch wenn es in der Erinnerung schwer zu sagen ist, wann mein Erwachen zu einem bewußten geistigen Leben beginnt, das heißt zu einem solchen, das nicht fremd und unvergeordnet neben meinem Waldleben steht, sondern gleichgeordnet und sich mit ihm verflechtend, so glaube ich doch, daß mit dem Beginn der «Oberstufe» auf der Schule eine neue und entscheidende Entwicklung bei mir ihren Anfang nimmt. Wahrscheinlich ließ ich damals ohne viel Widerstand alles Äußerliche meines Lebensweges mit mir geschehen, und nachdem mein brennender Wunsch, Förster zu werden, an dem unbeugsamen Widerstand meines Vaters gescheitert war, werde ich wohl mit erträglich guter Haltung in meinen neuen Lebensabschnitt geschritten sein.

An seiner Schwelle stehen zwei Ereignisse, die gleich der letzten Dünung eines trüben Meeres anzeigen, daß

der erste Sturm zu Ende ist und eine neue Fahrt beginnen soll. Das eine ist die gänzlich mißglückte Flucht meines Bruders nach Afrika, das andre ist meine Konfirmation. Und beide sind in der Erinnerung mit einigen Schmerzen verknüpft.

Mein Bruder, der während der ersten Schulzeit seinen Platz getreulich neben mir gehabt hatte, war allmählich in der äußeren Rangordnung der Klasse immer tiefer gegliitten. Ich kann heute nicht mehr sagen, welches die Ursachen dazu gewesen sind. Wahrscheinlich war es so, daß er einen andern Weg in die bunte Vielheit des Lebens einzuschlagen begann, indes ich immer noch glaubte, unsre Wege müßten dieselben bleiben, und es müßte aus derselben Wurzel auch derselbe Stamm wachsen und ungeteilt für alle Zeiten bleiben. Aber da das innerliche Erbteil, das wir von unsrer Mutter empfangen hatten, bei mir sicherlich größer war als bei ihm, so fiel es mir wohl auch ohne mein Zutun leichter, bei einer Aufgabe ernst und gewissenhaft zu verweilen, während die Lockungen des heiteren Lebens zu ihm allmählich immer stärker sprachen. Und mit derselben fröhlichen Schnelligkeit, mit der er einst die erste Frage des «Löwen» beantwortet hatte, erwiderte er auch später die Fragen, die das tägliche Leben an uns richtete, wie er im ganzen dem tätigen und unspekulativen Dasein zugeneigter und auch geöffneter war als ich. Und so teilte und verschob sich langsam unsre ursprüngliche Gemeinsamkeit, indem er im Spiel, im

Kampf, im Abenteuer das ihm gemäße Feld zu finden begann, indes bei mir sich langsam die Vereinsamung und Versponnenheit einstellte, die den «Betrachtenden» im Gegensatz zum «Handelnden» kennzeichnet.

Dazu kam, daß bei meinem Bruder sich allmählich das Leiden verstärkte, das in der Bibel eine «schwere Zunge» genannt wird, zumal wenn Unsicherheit und Erregung ihn erfüllten, und da die Lehrer unsrer Zeit nicht immer so zartfühlend waren, das zu achten und zu schonen, sondern im Gegenteil sich bei entsprechender Laune darüber lustig machen, so wurden die Antworten meines Bruders in den Schulstunden immer spärlicher, und die wahrhaft olympische Schweigsamkeit, die ihn heute auszeichnet, begann damals ihren Anfang zu nehmen.

Wenig verstand man in damaliger Zeit von den innerlichen Leiden eines Kindes, und auch zu Hause fragte man wenig nach den wahren Ursachen seiner immer schlechter werdenden Zeugnisse. Die erstarrten Kategorien «Aufmerksamkeit» und «Fleiß» dienten trügen und unvissenden Erziehern dazu, mit diesen Prädikaten alles zu erklären, was man nicht verstand und was zu verstehen man sich auch keine Mühe gab. Und da die höhere Schule auf dem Lande eine unbegrenzte Achtung genoß, so sahen auch meine Eltern nur mangelnden guten Willen, wo doch so viel verborgene Schmerzen hätten erkannt werden müssen. Und da der Begriff der Strafe in unsren ein-

fachen Lebenskreisen eine verhängnisvolle Rolle spielte, so glaubte man mit ihr am einfachsten zu erreichen, was erreicht werden sollte: den Wiederaufstieg eines in Unordnung gekommenen Lebenslaufes.

Noch heute erinnere ich mich mit Schmerzen des letzten Sommers, der der Flucht meines Bruders voraufging, und nicht ohne Scham meiner eigenen Haltung dabei. So wie man früher ein ungezogenes Kind damit «bestrafte», daß man ihm das Abendbrot entzog oder es bei der Weihnachtsbescherung leer ausgehen ließ, so wurde mein Bruder damit bestraft, daß man ihn von allen den zahlreichen und großen Freuden unsres Waldlebens ausschloß. Er durfte keine Glinte führen, keine Entenjagd mitmachen, an unsren Spielen nicht teilnehmen, unser Leben gleichsam nur aus der Ferne betrachten. Wenn man mit ihm sprach, so geschah es nur mit einem fühlen Abstand. Wenn er etwas bat oder wünschte, so erinnerste man ihn mit einer schmerzenden Bemerkung daran, daß er wohl vergessen habe, was er Böses getan, und daß er doch eigentlich ein Mensch untergeordneten Ranges sei.

Und ich, statt an seiner Seite zu stehen und die Freuden zurückzuweisen, die ihm entzogen und mir infolgedessen doppelt reichlich zugemessen wurden, ließ ihn im Stich, sprach und tat nichts zu seinen Gunsten, nahm, was man mir gab und was mir doch kaum zur Hälfte gehörte, und sonnte mich in der elterlichen Gunst, zwar mit einem Ge-

fühl des Unrechts und der Scham, aber doch ohne die Kraft, der Verlockung zu widerstehen.

Noch heute sehe ich meinen Bruder am Gartenzaun stehen, von Büschchen gedeckt, und stumm über die Felder und Wälder blicken, die ihm nicht mehr gehörten. Noch heute sehe ich ihn auf den Waldwegen uns von ferne begegnen, die wir andern fröhlich gingen, und bei unserem Anblick sich zur Seite wenden wie ein Wild und im Buschwerk verschwinden. Er trug sein Leid ohne Anklage und ohne Tränen, mit einer musterhaften Tapferkeit, und es zeugt von der Güte seines Wesens, daß er damals nicht ein böses Kind wurde, sondern es uns nicht nachtrug, was wir alle ihm antaten. Doch röhrt aus jenen Zeiten die beispiellose Verschlossenheit seines Inneren, die ihn noch heute auszeichnet, unter der er selbst am bittersten leidet, aber die zu überwinden ihm nicht mehr möglich ist. Es ist wie ein Bruch in seinem Wesen, den man nicht sorgfältig genug geschient hat. Es ist alles wieder geheilt, aber das aufmerksame Auge erkennt ein kaum wahrnehmbares Gebrechen, und keine Kunst kann es mehr beseitigen.

In jenen Wochen wird in meinem Bruder der Plan gereift sein, den er zu Beginn des nächsten Winters auszuführen versuchte: diesem Leid, dem er auf die Dauer nicht gewachsen war, sich durch die Flucht zu entziehen. Damals bewegte der Burenkrieg auch die kindlichen Gemüter und sie vielleicht am leidenschaftlichsten, weil das Gefühl für

Gerechtigkeit in ihnen am wenigsten entstellt war. Die Gewalt, wiewohl von Kindern mitunter angewendet, bedrückte sie doch mit einem Gefühl der Scham, ja des Grauens, und auch damals wurde ein Volk im Namen «christlicher Kultur» zur Rechenschaft gezogen, das heißt, seine Männer wurden geföret, seine Frauen und Kinder durch Hunger ermordet, und diesem Volk zu helfen, schien meinem Bruder nicht nur eine Pflicht der Tapferkeit, sondern auch ein Weg, den das Schicksal ihm zeigte, um ihn aus seinen Schmerzen zu führen und uns zu beweisen, daß der Kranz des Ruhmes auch um die Stirn geslochten werden könne, die nicht imstande oder willens war, die Weisheit der Schulen aufzunehmen.

Zweierlei hielt mein Bruder für ausreichend zu der Fahrt in den Krieg, Ruhm und Heldentod: eine Fahrkarte vierter Klasse nach Berlin und einen Revolver für drei Mark, dessen Trommel sich am nächsten Tage schon nur mit Mühe bewegen ließ. Ich habe ihn noch, und man wird verstehen, daß ich ihn nicht ohne Rührung betrachten kann und daß ein eindringlicherer Glanz mir aus seinem leise rostenden Metall aufzusteigen scheint als aus allen vollkommenen Gewehren oder Pistolen, die ich besitze.

Sch hatte von allen heimlichen Vorbereitungen nichts bemerkt, aber ich weiß noch wohl, wie trübe, nebelverhangen und trostlos der Novemberabend war, an dem mein Bruder mir mit verschlossenem Gesicht mitteilte, es

liege in seinem Schrank ein Bettel für mich, aber ich sei verpflichtet, ihn nicht vor dem nächsten Morgen zu lesen. Das schärfste er mir mehrmals ein, und dann nickte er mir zu und ging aus dem Hause. Er trug einen langen grünen Mantel damals, von einem so besonderen und auffallenden Grün, daß es der Polizei seine Auffindung wahrscheinlich sehr erleichterte.

Ich blieb in einem unbeschreiblichen Zustand zurück. Es ahnte mir, daß etwas Verhängnisvolles sich vorbereitete. Die ganze Last meiner Schuld warf sich plötzlich über mich, und als der Gedanke, daß mein Bruder sich ein Leid antun könnte, mich mit einer schrecklichen Gewalt überfiel, vergaß ich mein Versprechen und öffnete den Schrank. Da lag der Bettel, aus einem Schulheft gerissen, und auf ihm stand zu lesen: «I go to Africa. Never say!»

O selige Kinderzeit, in der man noch die Unbefangenheit besitzt, solche Wendungen seines Schicksals in schlechtem Englisch so lakonisch auszudrücken! Vor meinen Augen aber standen diese Worte wie ein Gericht, und so heldenhaft sie mir schienen, so wußte ich doch, daß kein Mensch sein Schicksal für sich allein herumträgt, sondern daß es verflochten ist mit vielen anderen und daß es in diesem Fall viele Schmerzen für meine Eltern bedeutete.

Doch schien es mir unehrenhaft, Alarm zu schlagen und so ein Heldenamt gleichsam schon in der Knospe zu knicken. Machte mich also in aller Eile zum Bahnhof auf,

um dort meinen Bruder vielleicht noch zu finden. Nun muß man wissen, wie ein Bahnhof in unsrer östlichen Landschaft an einem nebligen Novemberabend aussieht und wie insbesondere der unsrer Hauptstadt damals beschaffen war. Ich glaube, daß der Eingang zum Totenreich, wenn man alte Vorstellungen auf unsre Zeit übertragen wollte, so aussehen müßte: graue Mauern, von Ruß bedeckt, in Finsternis ertrinkende Bögen, ein Geruch aus Nässe, Kohle und Abfällen, graue Schatten, die hin und her wandern oder vor schmutzigen Maueranschlägen wie eingeschlafen stehen, der feucht blinkende Helm eines Polizisten, und darüber, von Strahlenfränzen umschleiert, die großen Bogenlampen, deren leichenhaftes Licht von Zeit zu Zeit knisternd aufflammt, um dann wieder zu fahler Mattigkeit zu ersterben.

Dort also, verborgen hinter einem Pfeiler und mit abweisendem Gesicht, fand ich nach einigem Suchen meinen Bruder. Er machte eine kurze und harte Bemerkung über meinen Wortbruch, aber seine Augen waren schon über mich hinaus auf einen andern Erdteil gerichtet, und auch seine Worte waren schon fremd und widerwillig, als lohne es nicht mehr, der Enttäuschung über das zurückbleibende Heimatland Ausdruck zu geben. Ich begann ihn zu bitten, doch von seinem Vorhaben abzulassen, ja ich beschwor ihn, doch an den Kummer zu denken, den er bereiten würde, und an die vielen Hindernisse, die es ihm unmöglich machen würden, sein Ziel zu erreichen.

Er hörte mich wohl, aber er schüttelte nur den Kopf. Er mag wohl gedacht haben, daß es klüger von uns allen gewesen wäre, dies früher zu bedenken, und daß auch wir nun den Lohn für unsre Härte empfangen könnten. Sicherlich aber hat diese letzte Begegnung vor seiner Fahrt das mühsam errichtete Gebäude seiner Pläne schon erschüttert und die Unbedingtheit seiner Kraft schon am Anfang gebrochen. Vor der schwersten Entscheidung seines Lebens hatte diese letzte Mahnung ihn wohl schon zurückgeworfen und ihm wieder aus den Händen gerissen, was er mit so viel Schmerzen in einsamen Nächten erungen hatte: die schlafwandlerische Sicherheit eines Entschlusses.

Schon damals fühlte ich, daß ich derjenige war, der die schwerste Last auf die Schultern des Fliehenden legte, und obwohl ich in meiner Not schließlich damit drohte, ihn sofort von der Polizei verhaften zu lassen, genügte doch ein Blick meines Bruders und seine Bemerkung, daß auch das ihn nicht verwundern würde, um mich verstummen zu lassen. Er nickte mir dann zu und verschwand unter den anderen Schatten, die durch die Türen sich zum Bahnsteig drängten. Und ich blieb allein, verstört in meiner Seele, in jenem furchtbaren Zwiespalt, wenn wir gleichzeitig schuldig und unschuldig sind und keine Hand uns den Weg zeigen kann, der uns hinaus führt über beides.

Ich schwieg in der Pension. Es schien mir wohl selbst-

verständlich, daß ich meinem Bruder wenigstens den Vorsprung einer Nacht geben müßte. Aber während aller schlaflosen Stunden hörte ich die Räder seines Zuges rollen und sah ihn, in eine dunkle Ecke des Wagens gedrückt, in seinem grünen Mantel, in dessen Tasche seine Hand wohl um den Griff des Revolvers geflammt war.

Am nächsten Morgen mußte es dann gesagt werden. Die damalige Zeit war ja besonders schreckhaft für alles, was aus dem Geleise springen wollte, bereit, herauszubrechen und den ganzen Bau der kleinen Welt der Ordnung zu zertrümmern. Und so war auch dies in erster Linie «Schande», in der Pension, der Schule, bei den Verwandten, im Elternhaus. Ob jemand erkannte, daß die «Schuld» in ganz anderen Händen lag, weiß ich nicht, kann es aber nicht glauben.

Es ging wie immer in solchen Fällen. Ein paar Telegramme und eine Meldung bei der Kriminalpolizei. Und am Abend dieses Tages hatten sie meinen Bruder schon in Berlin gefunden. Alle seine Kenntnis der Gesammelten Werke von Karl May und Sherlock Holmes hatte nicht vermocht, ihn bedenken zu lassen, daß ein sehr langer und sehr grüner Mantel doch wohl nicht das geeignete Kriegskleid war, um heimlich, von Feinden umgeben, nach Afrika zu gelangen. Mein Vater holte ihn ab und alles war auf eine graue und nüchterne Weise zu Ende: Flucht, Afrika, Krieg und Heldenfum.

Mein Bruder kehrte nicht mehr auf die Schule zurück. Der «Löwe» war gestorben, und ein neuer Direktor war eingezogen, ein gütiger und väterlicher Mensch. Aber trotzdem wurde mein Bruder von der Schule verwiesen, wegen «gröblicher Mißachtung der Schulzucht». Niemand fragte ihn, niemand ließ ihn sich verteidigen. Er war unwürdig geworden, einer Gemeinschaft anzugehören, die in vielen Mitgliedern schmutzig und unehrenhaft war, aber die doch nicht auf den Gedanken kam, nach Afrika zu gehen, ohne sich vorher beim Ordinarius Urlaub zu erbitten.

Mein Bruder blieb dann für etwa anderthalb Jahre zu Hause. Er zeichnete die Bilder aller Verwandten, derer er habhaft werden konnte, und baute Marderfallen. Niemals sprach er mit einem Wort von seiner Flucht und ihren Einzelheiten. Seine innere Welt blieb verschlossen für jedermann, obwohl meine Eltern ängstlich vermeiden, ihn seine «Schande» fühlen zu lassen. Dann ging er für vier Jahre zur Feldartillerie, wo er ein schweres Leben gehabt hat. Zartheit war nicht die Sache der Armee, und seine Seele war nicht dafür geschaffen, in diesem harten Hause eine Heimat zu finden.

Sch aber war verwäist. Ich hieß nicht mehr «Wichert der Zweite», wie man so schön damals auf der Schule sagte. Ich war ein Einzelwesen geworden, ein Mensch für mich allein. Auch in der Pension war es still geworden. Iltis und Zule waren verschwunden, ein später Buge-

kommener war gestorben. Ich war der einzige «Überlebende» aus der Tafelrunde, die mit Kümmelschnaps das Leben hatte erobern wollen. Ich fühlte die Würde dessen, der in einem Fremdenheim zuoberst an der Tafel sitzt. Gäste kommen und gehen. Er aber ist halb ein Kind und halb eine Stütze des Hauses. Er gehört zur Familie, und wenn er geht, wird die ganze kleine Welt auseinanderfallen.

Wie verbringe ich meine Tage? Stiller ist das Leben geworden, und bitterer brennt das Heimweh, wenn mein Bruder schreibt, daß er an einem Tage zwei Marder gefangen habe. Ich lese viel, ich lese immerzu. Die Welt ist heller in allen Büchern als in meiner Stube, die auf eine kümmerliche Gartenecke und eine ausgestorbene Straße geht. Und es hilft auch nichts, daß die Straße nach dem großen Pädagogen Herbart benannt ist. Ihre Bürgersteigplatten sind wie seine «Formalstufen», und selten verirrt das Leben sich auf ihre Steine.

Ein- oder zweimal in der Woche sitze ich abends bei meinem Onkel. Ich darf eine Zigarre rauchen und bekomme einen Krug Bier. Mein Onkel, müde und verbraucht von hartem Dienst, liest die Zeitung, und ab und zu äußert er seine Unschauung über das Leben, mitunter durch ein lateinisches Zitat, das er selbst übersetzen muß. Er meint es gut mit mir, und ich habe ihm für vieles dankbar zu sein. Aber er will mich auch in die «Welt» einführen, und das möchte ich lieber nicht. Am Sonnabend

oder Sonntag treffen meine Verwandten sich mit befreundeten Familien und machen einen «Aussflug». Oder die «Melodia» hat ein Stiftungsfest, oder wir besuchen ein Varietétheater. Man behandelt mich mit der ironischen Freundlichkeit, die man damals gegen Halberwachsene anzuwenden liebte. Die Theaternummern und auch die Unterhaltung sind nicht immer für meine Ohren geeignet. Dann sieht man mich von der Seite an, oder ich muß den Kellner holen. Ich habe keine Freude an diesen Stunden, den Menschen, die ich kennenlernen, den Gesprächen, die geführt werden. Ich bin jung, aber es ist mir, als sei ich innerlich schon weiter, auf dem Wege in ein Land, das diese niemals erblicken werden. (Und als der Arzt, der ein Jahr vor dieser Zeit eine Nasenoperation an mir ausführt, mich fragt, ob ich auch so berühmt werden würde wie mein Namensvetter, der Verfasser der «Litauischen Geschichten», antworte ich ohne Zögern: «Ich hoffe, noch mehr!»)

Dann muß ich an solchen Abenden noch jemanden nach Hause bringen, ein ältlches Fräulein oder einen, der nicht mehr ganz sicher auf den Beinen ist, und dann gehe ich durch die leeren Straßen nach meiner Pension. Der Abend freut mich nicht und der nächste Tag auch nicht. Ich sehe meinen Wald, wie er schweigend und unermesslich unter den Sternen liegt, und es scheint mir, als ob man es mit meinem Leben nicht ganz richtig angefangen habe.

Um diese Zeit beginne ich zum Konfirmandenunterricht zu gehen, zu einem alten Konsistorialrat, der nett und behaglich ist und der mit der Stimme «heult», wie meine Pensionsmutter sagt, wenn er eindringlich sein will. Wir sitzen in zwei getrennten Abteilungen, Volkschüler und «höhere» Schüler, denn auch in der Kirche gibt es damals den Unterschied zwischen Gebildeten und Ungebildeten. Der eiserne Ofen glüht, der Geruch des Raumes ist unbeschreiblich, und wir schlafen oder lesen oder machen Dummheiten. Der Pfarrer ist da, aber Gott ist fern. Wir lernen Bibelsprüche und bekommen einen dünnen Aufguß bürgerlicher Moral. Alles ist fremd, gleichgültig, unwirklich. Nichts röhrt an unser Herz, nichts lässt unsre Augen brennen, in dem leidenschaftlichen Wunsch, gut und edel zu werden wie die, von denen man uns erzählt.

Ja, wie halte ich es damals mit der Religion? Ich bin ein gläubiges Kind gewesen, so fromm, wie nur ein Kind sein kann, und nun ist das vorbei. Ich bin noch nicht ungläubig, aber ich bin auf der Seufzerbrücke, die zwischen Glauben und Unglauben sich düster spannt. Wie ist es gekommen? Ich weiß es nicht. Es wäre leicht, die andern verantwortlich zu machen, die Stadt, die Schule, die Gefährten. Aber etwas in mir muß dem entgegenkommen sein, sonst würde ich mich ja bewahrt haben. Es lag wohl daran, daß ich nicht mehr in meiner Heimat ruhte, daß ich neue Wurzeln hatte treiben müssen, daß

ich nicht mehr in der Einheit war. Vielleicht war es ein Wandel, dem alle unterliegen, außer denen, die niemals aus ihrem Kreise zu gehen brauchen. Vielleicht war es notwendig und somit gut, aber das Notwendige war bitter. Auch hier habe ich keine Führer gehabt, und als ich dann bald darauf der Philosophie verfiel, war es für lange Zeit mit der Gläubigkeit vorbei. Dazu stießen alle Dogmen mich ab, und die Gläubigkeit, die ich später langsam wiedergewann, war eine andere, als die Kirche sie verlangte.

Meines Einsegnungstages erinnere ich mich nur mit einem dumpfen Grauen. Es lag nicht allein daran, daß wir Schüler «besserer Kreise» im schwarzen Gehrock vor den Tisch des Herrn treten mußten. Wer das nicht konnte, war geächtet, und die Kirche, ahnungslos in der Bewertung scheinbar kleiner Dinge, ahnte auch hier nicht, mit wieviel Sorgen aus diesem Grunde dieser Tag in vielen «besseren» Häusern beladen wurde, mit wieviel fröhlem Neid und Haß in den Häusern des «niederen Volkes». Nein, es lag auch daran, daß mir jede öffentliche Enthüllung der Seele im tiefsten zuwider war, auch wenn sie in einer Gemeinschaft geschah, der wir ja dem Namen nach angehörten, die aber in Wirklichkeit nicht bestand. Am meisten aber lag es an einem kleinen und lächerlichen Anlaß, der, so gering er war, mir doch den ganzen Tag vergiftete.

In der bedrückten und gequälten Eile des Morgens,

in ein Gewand gepreßt, das ich hafte, hatte ich vergessen, mir die Zähne zu bürsten, ein Vergehen, das einem Kinde meines Alters und in meiner Lage wohl hätte vergeben werden können. Aber meine Mutter, der die kleinste Pflicht so hoch stand wie die größte, tadelte mich mit bitteren Worten wegen meiner Vergeßlichkeit. Und das nahm mir den letzten Halt, den ich an diesem Tage doch so nötig brauchte. Wenn die «Gemeinschaft der Gläubigen» von solchen Dingen abhing, sagte ich mir, wenn die Liebe der Meinigen nicht einmal an diesem Tage imstande war, alles zu vergeben, das Größte wie das Kleinste, so lohnte es nicht, mit feierlichen Gedanken durch dieses neue Tor zu treten, hinter dem die Rosen der reinsten Liebe verheißen wurden und an dessen Pfosten doch schon die Brennesseln wucherten. Wahrscheinlich war es eine kindliche, ja eine kindische Verbitterung, die nicht imstande war, in der Strenge des Kleinen die größere Liebe zu erkennen. Sicherlich meinten es alle Menschen gut mit mir an diesem Tage, aber sie vermochten wohl nicht mehr mitzufühlen, wie schwer jedes Wort wog, das sie an einem solchen Tage sprachen.

Und so verlief das ganze Fest mit seinen Geschenken, seinem Essen bei den Verwandten, mit seiner Burschaustellung verborgener Geheimnisse. Ich war wie ein gefangenes Tier, das man dressiert hatte und auf den Jahrmarkten ausstellte. Alle Zuschauer sind lärmend und beglückt, aber in den Augen des Tieres steht die dumpfe

Trauer derer zu lesen, die zur Freiheit geboren und zur Knechtschaft bestimmt sind.

Zwei Tage später mußten wir uns von dem alten Konfistorialrat verabschieden, und jeder von uns mußte, in ein Papier gewickelt, den Lohn bezahlen, den die Kirche damals dafür verlangte, daß sie uns aufgenommen hatte. Auch dieser Lohn war nach Herkunft und Stellung der Eltern abgestuft, und noch heute habe ich den bitteren Geschmack im Munde, den ich damals fühlte, als ich das Geld auf den Tisch legte. Ich schämte mich, und noch heute glaube ich, daß das Kind damals reiner und rüttiger fühlte als alle diejenigen, die berufen waren, Kinder zu führen. Auch sie waren nicht böse oder schlechten Willens. Sie meinten es gut mit uns wie alle, die uns bei der Hand nahmen, um uns in das Leben hineinzuführen, aber sie waren wohl langsam in den Formen und Meinungen erstarrt, an deren Schwelle wir noch standen, und was für uns das Einmalige war, hatte bei ihnen sich so oft wiederholt, daß es seinen ersten Glanz verloren hatte. So sahen sie das nüchtern an, was uns noch heilig war, und wie in einer nüchternen Welt sprachen sie, während wir doch das Schweigen des Heiligtums verlangten und erwarteten.

Sch war nun «erwachsen», und ich merkte es eigentlich nur daran, daß ich eine Uhr geschenkt bekommen hatte, das übliche Konfirmationsgeschenk, als wollte man damit andeuten, daß nun der Ablauf der Tage gemessen

werden müsse und als sei die Zeit nun etwas, das ein junges Menschenkind in seine Rechnung aufnehmen müsse.

Aber die Zeit als solche trat nicht mit einem bestimmten Tage in mein Leben. Sie war längst da, und nicht an einer Uhr merkte ich meinen Eintritt in den Ernst des Daseins, sondern daran, daß die Kinderträume vergangen waren und daß am Morgen nicht wie früher alle Tränen getrocknet waren, die ich am Abend geweint hatte.

«Freundchen»

Das auffallendste Recht, das die Zugehörigkeit zur Oberstufe verlieh, war, daß wir sitzen bleiben durften, wenn ein Lehrer eine Frage an uns richtete. Es war ein Recht, das unser Selbstbewußtsein erhöhte, aber nicht dadurch sind diese letzten drei Schuljahre mir besonders im Gedächtnis geblieben.

Es muß damals wohl so gewesen sein, daß zum Unterricht auf der Oberstufe nur diejenigen Lehrer gewählt wurden, die man für die besten hielt und die es meistens auch waren. Und es mag dazu gekommen sein, daß der Wille zur Reifeprüfung die davon Besetzten damals auf eine besondere Weise auszeichnete und sie mit einer innerlichen Verpflichtung erfüllte, die den Forderungen der Erzieher bereitwilliger entgegenkam, als es heute vielleicht der Fall ist.

Gewiß, auch dabei gab es Ausnahmen auf beiden Sei-

ten, und der musicalische Professor mit dem Zylinder, der uns in die alt- und mittel-hoch-deutsche Dichtung einführen sollte, war auch hier nicht mehr als ein Clown, der immer über den Teppich fällt, den er in der Manege ausbreiten soll. Aber im ganzen waren diese drei Jahre doch mit dem schönen Hunger nach geistiger Speise erfüllt und mit dem tröstenden Gefühl, nicht Steine, sondern Brot zu empfangen. Ich habe schon erwähnt, daß nach dem Tode des «Löwen» ein neuer König in Ägyptenland eingezogen war, und dieses Mannes gedenke ich mit einer besonderen Dankbarkeit. Vermutlich war der englische Unterricht, den er uns auf den beiden Primen erteilte, nicht ein Muster an Wissenschaft oder Pädagogik. Aber musterhaft war die Liebe, mit der er seine Schüler umging, die reine Würde, die seine Erscheinung, seine Haltung, seine Reden erfüllte, und vor allem die Tapferkeit, mit der er als ein aufrechter Mann in seinem Zeitalter stand.

Viel mehr, als ich mir zugeben möchte, bedurfte ich damals eines Vorbildes wahrer und männlicher Haltung. An «Idealen» war bei unserer Erziehung kein Mangel, gleichviel, ob sie aus dem griechischen Altertum oder aus der preußischen Geschichte stammten. Aber an einer anschaulichen Bestätigung dieser Ideale, an einer greifbaren Verkörperung blasser Theorien hatten wir keinen Überfluß. Wir hatten keinen Religionslehrer, der, von seinem Katheder fort, Christi Jünger hätte werden können.

nen; keinen Historiker, der die Soldaten- und Staatsmannstugenden hätte verwirklichen können, die er mit soviel Begeisterung pries; niemanden, hinter dem «in wesenlosem Scheine» alles Gemeine zurückblieb, gegen das Schiller sich empört hatte: sie alle waren als Theoretiker des Edlen vorhanden. Aber in der Wirklichkeit hatten wir Religionslehrer, die unlustig zur Stunde kamen, Historiker, die vor dem Schulrat zitterten, Germanisten, bei denen das Allzumenschliche nicht nur ein wesenloser Schein war. Unverkennbar war die Kluft zwischen Lehre und Leben, und die Augen einer Klasse – die schärfsten Augen, die es auf dieser Erde gibt – erkannten sehr bald, was sie doch niemals hätten erkennen dürfen, und verdunkelten sich immer mehr, wo sie doch immer heller hätten leuchten müssen, je weiter man sie in das Reich des Geistes führte.

Aber meiner drei letzten Schuljahre habe ich doch mit Dankbarkeit zu gedenken, und mein Direktor lehrte mich das Rostbarste, was er lehren konnte: die Furchtlosigkeit vor Menschen und Menschenmeinung. Alles hätte geheilt werden können und ist ja auch geheilt worden, was durch Unverständ und Ungeschick bei uns erzeugt wurde: Unkenntnis und frühe Prahllerei, Skepsis und Verrantheit. Aber nicht zu heilen würde gewesen sein, wenn ich in dumpfer und blinder Angst vor Menschen und Menschenmeinung hätte aufgewachsen müssen. Das wahrhaft Heiliche, das über der Stirn auch unsrer Jugend gestrahlt

hat, die Fähigkeit zur Hingabe an das Unbedingte, der schöne Anfang einer immer neuen Welt: alles wäre erstickt worden unter der Last von Dogmen, wenn diese drei letzten Jahre mich anders geführt hätten, als es geschehen ist, und wenn ich in jener entscheidenden Zeit nicht Männer gefunden hätte, die ich nicht nur achten, nicht nur verehren, sondern auch lieben durfte.

Auch ist mir in der Erinnerung so, als wären mit dem «einjährigen Zeugnis» alle diejenigen aus unsrer Gemeinschaft verschwunden, die sie mit ihrem Charakterbild verdunkelten, Frühwissende und ihr Wissen nicht Verschweigende, und eine reinere Luft scheint mir um die Bänke zu wehen, auf denen wir während der letzten drei Jahre gesessen haben. Ich neide dem Primus seinen Platz nicht mehr, ich höre auf, mit zweifelhaften Gefährten die zweifelhaften Kneipen unserer Straße zu besuchen. Das Lokkende und Verderbende einer großen Stadt weicht vor dem Glanz zurück, der aus Büchern, Schicksalen und Völkern vor uns aufgerichtet wird. Zum erstenmal seit frühen Kindertagen beginnen große Beispiele wieder mein Leben zu lenken, ein reinerer Ehrgeiz entzündet sich wieder in der Seele, Freundschaften werden geschlossen, so glühend wie zu Schillers Zeiten, und zu den Füßen der Lehrer sitze ich wieder so gläubig und hingeben wie ehemals zu den Füßen meiner Mutter oder Tante Veronikas.

Auch in diesen Jahren hat es an Schmerzen nicht ge-

fehlt. Die Mathematik gräbt mir eine Wolfsgrube nach der andern. Verfane Jahre rächen sich, nicht immer reicht der Nebenmann im Leben aus, und es gibt trigonometrische Katastrophen an der Tafel, von denen ich noch heute träume. Die erste mangelhafte Zensur, die infolgedessen mein Zeugnis entstellt, verstärkt durch einen Ladel wegen «versuchter Täuschung», bewegt mich zu einem der langen «Bekenntnisbriefe», die an entscheidenden Stellen meines Lebens stehen und aussprechen, was ich niemals mit den Lippen sagen würde. Und dieser nun teilt meinen Eltern meinen Entschluß mit, die Schule zu verlassen und Förster zu werden.

Ein trauriger Tag in meinem Elternhaus! Jahre der Sorge, der Armut, der bitteren Not umsonst gelebt, da nun der Älteste Soldat ist und der Jüngste nicht mehr werden will, als was sein Vater ist. Trost und Zuspruch von meiner Mutter, von meinem Vater aber in ganz einfacher Pädagogik das Angebot, mir eher einen Strick zum Aufhängen zu schenken als die erbetene Erlaubnis zu erteilen. Und da die Mathematik immer noch leichter zu fragen scheint als der Strick, endet auch dieser letzte Versuch, mein Leben noch einmal zu seiner Herkunft zurückzuführen.

Auch ist das Dasein nicht hoffnungslos. Noch gibt es für jeden Schmerz einen Trost, und gerade in diesen Abschnitt meiner Mutlosigkeit hat die freundliche Natur meine «elegante Periode» eingeschoben, als einen Ver-

such, mir Entgangenes durch die Öffnung eines neuen Tores zu ersetzen, so wie sie mein erstes brennendes Heimweh durch die Lebemannsperiode zu stillen versuchte. Und wenn ich auch bald erkannte, daß das Schicksal mich nur freundlich getäuscht hatte, wie man ein weinendes Kind mit dem Licken einer Taschenuhr täuscht, so hatte die Täuschung mir doch über den größten Schmerz hinweggeholfen.

Damals, in den ersten Jahren unsres Jahrhunderts, war zu den äußersten Grenzen Ostelbiens noch keine Kunde von dem gedrungen, was an den Grenzen Berlins als eine Revolution der Jugend sich zu gestalten begann. Wir besaßen weder eine Laute, noch einen Kochkessel, noch eine Wanderklus, und wenn wir auf der Oberstufe unsren zweit- oder dreitägigen Sommerausflug machten, so fand an jedem Abend unter dem sachverständigen Vor- sitz des Ordinarius ein Kommers statt, Studentenlieder wurden gesungen, und wir glaubten, in der Welt bereits zu Hause zu sein, die wir leidenschaftlich ersehnten und die uns endlich bringen sollte, was wir wie im Fieber erwarteten: die Freiheit.

Ich bin überzeugt, daß, wenn einer von uns gewagt hätte, ohne Kopfbedeckung und in kurzen Hosen seine Prima zu betreten, die Klasse ihn gezwungen haben würde, als ein Ullsäziger sofort die Stunde zu verlassen, und daß alle Lehrer dieser Verurteilung zuchtlöser Haltung zugestimmt haben würden. Und da das Natür-

liche auf diese Weise uns gänzlich fremd blieb, so war es vielleicht nur eine Reaktion unserer nach Unbedingtem strebenden Jugend, daß wir, wenn schon keine Muster der Natur, so doch Muster der Eleganz sein wollten.

Wir kamen also jeder mit einer Melone auf dem Kopf in die Schule, von der die bessere Ausführung, wenn ich mich richtig erinnere, fünf Mark, die geringere drei Mark und achtzig Pfennige kostete. Sie sahen sehr schön aus, und sie hielten auch lange, wenn nicht Böswillige einen gewaltsamen Einbruch in ihre künstliche Rundung unternahmen. Es war wohl kein Zufall, daß diese starre und unveränderliche Form einer Kopfbedeckung uns als die natürliche erschien und daß weiche Hüte uns bereits etwas «Lazives» in Charakter oder Lebensführung anzudeuten schienen. Auch paßte es durchaus dazu, daß wir Kragen von sechs bis acht Zentimeter Höhe zu tragen pflegten, steif geplättet, und daß ein Primaner mit der größten Kragenhöhe sich eines ähnlichen Ansehens erfreute, wie andre Zeiten es der Riesenwelle oder der Kenntnis Platons zuerteilen.

Unser gesellschaftliches Ideal aber – und allerdings auch nur dieses – war eben der Referendar und der Reserveleutnant, und die weisen Verse «Dein höchstes Ziel, mein Sohn, auf Erden, sei dies: Geheimer Rat zu werden!» drückten aus, was nicht nur die zu Erziehenden, sondern auch die Erzieher und die Erziehung erfüllten. Es

war also nur selbstverständlich, daß wir diesen starren «Oberbau» unsrer körperlichen Existenz in ein Paar sehr enge und sehr glänzende Lackchuhe stellten, daß wir ein silbernes Armband um das Handgelenk trugen und in der linken Manschette ein seidenes und sehr buntes Taschentuch. Niemals in meinem Leben habe ich so viel Sorgfalt auf meine Krawatten verwendet wie damals, und wenn ich mein Bild im Spiegel betrachtete, was nicht gerade selten geschah, so versicherte es mich, daß ich eben unwiderrstehlich war.

So ausgerüstet begann also die zweite Eroberung dieser stumpfen Welt, und daß sie nicht viel erfolgreicher endete als die erste, lag eben daran, daß in dieser Welt das Unwiderrstehliche leider ein relativer Begriff zu sein scheint und daß der weibliche Teil der Menschheit nicht immer so von dem Strahlenden unsrer Existenz überzeugt war, wie die Gerechtigkeit es hätte gebieten müssen. Auch fehlte es uns zum Glück nicht an gütigen Erziehern, die die Fähigkeit hatten, mit einem fröhlichen Blick aus halbgeschlossenen Augen vieles von dem Glanz zu entweihen, den wir so schön und so feierlich zur Schau trugen, und die mit bewußter Bosheit lange bei dem Bilde des jungen Hebbel etwa verweilten, wie er von München nach Hamburg wandert, einen Stock in der Faust und den kleinen geliebten Hund an der Seite. Unsicherheit aber ist der Todeskeim aller Extreme, und es blieb uns nichts andres übrig, als entweder in finstrem Stolze zu verhar-

ten oder unsren Purpurmantel langsam von den Schultern gleiten zu lassen und gleichsam im Bettlerkleid wie der verlorene Sohn zu den stillen Quellen des Geistes zurückzukehren.

Ihres reinsten und geliebtesten Wächters aber, des Lehrers, der uns die beiden letzten Jahre im Deutschen unterrichtete und den wir «Freundchen» nannten, weil er uns so zu nennen liebte, muß ich hier mit der Dankbarkeit gedenken, die ich den ganz wenigen entscheidenden Führern meiner so unruhigen und so wirren Jugend bewahre. Ich habe keinen Zweifel daran, daß mein ganzes Leben anders verlaufen sein würde; daß das Verhältnis zwischen «Körper» und «Geist» sich bei mir anders entwickelt haben würde; daß das Streben nach Echtheit und schmucklosem Sein niemals in dieser Stärke mein Leben regiert haben würde: wenn nicht während dieser beiden Jahre die fast ausschließliche Leitung meines inneren Lebens in seinen klugen, starken und gütigen Händen gelegen hätte.

Er war ein gleichsam unwiderstehlicher Mensch. Nicht etwa, daß er schwärzte oder glänzte oder forttrüß. Viel eher war etwas Nüchternes in seiner Erscheinung und Führung, etwas gänzlich Phrasenloses. Und es ist kein Zufall, daß von allen greifbaren Beeinflussungen meines Wesens durch ihn mir zwei am deutlichsten in der Erinnerung geblieben sind.

Die erste fand statt, als ich noch kaum seinen Namen

kannte, etwa zu meiner Unterfertianerzeit. Damals hatten wir eine Art von «Sport» ausgebildet, der uns die Pausen zwischen den Stunden erheiterte und der darin bestand, daß wir uns auf der Treppe aufstellten und jeden der herabgehenden Septimaner oder Septaner mit einem Stoß auf eine etwas schnellere als die natürliche Weise die Treppe hinunterbeförderten. In dieser Tätigkeit begriffen, wurde ich meines Tyrannenmantels plötzlich auf eine jähre Weise entkleidet, indem ich von hinten eine unvermutete und sehr präzise gezielte Backpfeife erhielt, hinter der Freundchen lächelnd die Treppe hinunterstieg, wobei er mich von einer der unteren Stufen noch einmal aufmerksam betrachtete. Und man wird, gleichviel von welchem Standpunkt versteht, wenn in dieser mortlosen Handlung für mich eine erziehende Kraft gelegen hat, die mich für viele Jahre, ja vielleicht für immer von dem Ehrgeiz geheilt hat, in den Lauf der Natur gewaltätig eingreifen zu wollen und das bekannte Wort Nietzsches: «Was fällt, das soll man auch noch stoßen» nun dahin zu erweitern, daß man auch das stoßen solle, was noch gar nicht fallen will.

Die zweite unvergeßliche Einwirkung fand nach Jahren statt, als ich schon Oberprimaner war. Ich war damals, in meiner weitschmerzlichen Periode, von der noch die Rede sein wird, bei den Skeptikern der Philosophie und des Lebens zu Hause, bemühte mich – mit wenig Erfolg – Ideale, Pathos und dergleichen zu verachten, hielt

Schiller für einen bengalisch leuchtenden Komödianten und befand mich somit auf der harmlosen Stufe jenes jugendlichen Nihilismus, die wir alle bestiegen und überschritten haben, aus denen etwas Ordentliches geworden ist.

Nun hatten wir damals einen Aufsatz mit einem Thema nach freier Wahl zu schreiben, etwas Unerhörtes in damaliger Zeit, und ich hatte mich in geradezu vernichtender Weise über die «Braut von Messina» ausgelassen, die wir eben gelesen hatten, und wobei mir Hebbels harsches Urteil über dieses Werk gerade zur rechten Zeit unter die Hände gekommen war. Und wenn schon die Rückgabe eines Aufsatzes im allgemeinen bei diesem Lehrer für uns alle etwas Besonderes war, durch die Art und Weise, wie er sie vornahm, so saß ich in diesem Falle mit besonders gemischten Gefühlen auf meinem Platz, halb wie ein Held, der seinen ersten Lorbeerkrantz erwartet, und halb wie ein Fanatiker, der einen Dianatempel in Brand gesteckt hatte.

Freundchen kam herein wie sonst, nur etwas ernster als üblich, die Hefte unter dem linken Arm, und wie sonst setzte er sich auf die vorderste leere Bank, bequem und nachlässig, als einer, der auf keine besondere Haltung zu achten nötig hat. Und dann gingen hinter seinem goldgeränderten Kneifer seine Augen langsam einmal von Gesicht zu Gesicht, mit dem durchdringenden Blick, den wir so liebten und fürchteten. Und in der atemlosen Stil-

Ie, die dieser Blick erzeugte, begann er, wie abwesend vor sich hinsprechend, das zu sagen, was mir noch heute fast wörtlich in der Erinnerung ist:

«In dem schmalen, engen Schlafzimmer seines Hauses zu Weimar liegt Friedrich Schiller auf seinem dürftigen Lager. Eben ist ein Unfall seiner furchtbaren Atemnot vorübergegangen, noch steht der Schweiß auf seiner blassen Stirn, und seine Hände tasten unruhig über die zerwühlte Bettdecke. Da wird ihm ein Heft im blauen Umschlag gebracht. Er schlägt es auf, und seine Augen lesen den folgenden Satz: „So bleibt von der ganzen Braut von Messina nichts übrig als eine blutige, schauerliche Historie, mit Gewaltsamkeit und Roheit gestaltet, auf den Effekt hin gearbeitet, von einer Wirkung, der die Rohen verfallen, von der aber die Edlen sich schaudernd abwenden.“ Er lässt das Heft sinken und schließt die Augen, und um seine Lippen werden zwei dünne scharfe Linien des Grams sichtbar, als hätte dieses Urteil sie in das edle Gesicht eingegraben...»

Nichts weiter. Der Lehrer schweigt. Wir schweigen. Nur mein Herz schlägt, und ganz heimlich wenden ein paar Augen aus der Klasse sich mir zu. Nicht lange dauert das, dann zieht Freundchen seinen schmalen Bettel heraus und beginnt, das Allgemeine über die Arbeiten zu sagen. Aber in diesen wenigen Sekunden ist mehr in mir vorgegangen als sonst in Monaten und Jahren: die tiefe und segensvolle Beschämung eines Menschen, der verges-

sen hatte, was noch den Geringsten unter uns adeln und bewahren kann: die Pietät.

Der Aufsatz war mit «gut» zensiert, und als Freundchen ihm mir zurückgab, nickte er mir zu. Es ist weiter nicht darüber gesprochen worden. Alles Nötige war gesagt worden, und er wußte, daß jedes Wort zuviel alles zerstört haben würde.

Dieser Lehrer war auch der einzige, den wir mitunter in seinem Hause besuchten und zu dem wir Nöte und Schmerzen tragen durften, über die man zu unsrer Zeit nicht zu sprechen pflegte, am wenigsten aber zu einem unsrer Erzieher.

Seine Petroleumlampe aus blankem Messing mit dem grünen Schirm beschien ein Heim der Ordnung, der Arbeit, der Kunst und des Friedens, und bei ihrem sanften Licht haben viele von uns die beste Hilfe erfahren, die das Leben ihnen jemals beschert hat. Ihr Licht ist auf meine ersten Bekenntnisse und auf meine ersten Manuskriptblätter gefallen, und immer in meinem Leben, wenn Trostsuchende und Verzweifelte bei mir gesessen haben – und es sind nicht wenige gewesen –, hat dieses Licht vor meinen Augen gestanden, eine sanfte und eindringliche Mahnung, und kann es wohl eine schönere Unsterblichkeit für einen Erzieher geben als eine solche?

Er ist bald nach meiner Reifeprüfung gestorben, zu Pferde, an einem Herzschlag, ein schöner und stolzer Tod für ein so adliges und reiches Leben. Ein paar Jahre spä-

ter haben wir ein Denkmal über seinem Grabe errichtet.
Darauf steht: «Professor Ernst Grohnert von seinen
dankbaren Schülern». Der Sandstein wird verwittern
unter dem strengen Himmel meiner Heimat. Aber sein
Name wird nicht untergehen im Gedächtnis derer, die zu
seinen Füßen gesessen haben, weil er im Stillen und Be-
scheidenen erreicht hat, was so viele unter uns im Lauten
und Anspruchsvollen niemals erreichen werden: ein Stück
Ewigkeit.

«Du holde Kunst»

In jenen jugendlichen Jahren der Entscheidung, in denen die immer hungrige Seele nicht genug an Speise bekommen kann, in denen gelesen, gedacht, philosophiert wird und in denen ganze Nächte mit leidenschaftlichen Diskussionen verbracht werden, zieht auch zum erstenmal nicht wie eine Gestalt aus dem Märchen, sondern wie ein alles beherrschender Sieger die Kunst in das innere Reich meines Lebens ein. Es ist nun nicht mehr dasselbe wie das Flötenspiel des dunklen Mannes von der russischen Grenze, wie das Orchester des zauberumwehten Herrn Poppek, wie mein eigenes, so mißachtetes Geigenspiel oder wie der düstere Glanz der Bürgerschen «Lenore». Es ist in der Wirkung wohl immer noch dasselbe, aber es ist in der Erkenntnis des Wesens doch schon fortgeschritten, und es gleitet nicht wie ein einmaliger Traum vorbei, sondern nimmt nun seine Wohnung in dem geöffneten

Herzen und bleibt dort als eine der tiefsten Tröstungen,
die es jemals erfahren hat.

Zwar erlebe ich die erste tiefe Erschütterung seit meiner Verbannung aus der Heimat schon im ersten Jahr, also immer noch als Kind und immer noch ohne die Fähigkeit, die Gesetze dieser zweiten Welt zu erkennen. Aber doch ist es nicht mehr das Gleiche wie etwa mit dem Ritt der Toten, weil das Schicksal als etwas Gewaltiges zum erstenmal greifbar und sichtbar vor meine fassungslosen Augen gestellt wird. In diesem ersten Jahr bekomme ich eine Eintrittskarte zu einer «Wallenstein»-Aufführung im Stadttheater geschenkt, und von diesen beiden Abenden an bin ich für viele Jahre dieser Welt verfallen, so wie ein Kind einer glühenden Liebe zu einer unerreichbaren Frau verfallen kann.

Es gab damals nur zwei Plätze im Theater, die für einen Schüler in Betracht kamen: das Stehparterre, an der hintersten Wand, und, etwas später, die Galerie, die wir auch den «Olymp» oder die «Bullenloge» nannten, womit in der Sprache meiner Heimat alles Notwendige ausgedrückt ist. Beide Platzkarten waren nicht numeriert, und zu der Erringung eines guten Platzes war also nicht nur etwas Geld nötig, sondern auch ein Teil derjenigen Fähigkeiten und Kräfte, die den Läufer von Glarus in dem bekannten Gedicht in so reichem Maße auszeichnen. Das Stehparterre hatte zwei Kronen zu vergeben: eine einzige Bank an der Hinterwand und ein eisernes Ge-

länder im Vordergrund, das diesen Bezirk gegen das Sitzparterre abschloß und das den unermesslichen Vorteil bot, daß man sich während der Vorstellung mit beiden Armen darauf legen konnte. Der Raum zwischen diesen beiden Privilegien war dann mit einer hoffnungslos eingekelten Menge erfüllt, die zum Teil auf den Fußspitzen stehen mußte, um etwas sehen zu können, und die dann in ihrer unerschütterlichen Gläubigkeit an die Legende von dem Mann erinnerte, der tausend Jahre am Rande des Himmels auf den Fußspitzen steht, um durch eine Öffnung im Baun einen Schimmer von dem Licht des Vorhofes zu erblicken. Auch ich gehörte meistens zu diesen Estantikern des Glaubens, aber der Glanz, der aus meinen Himmeln fiel, wurde dadurch nicht geringer, daß ein fast vergehender Körper ihn empfing, und der «Prinz von Homburg» etwa wird in meiner Erinnerung seiner Herrlichkeit dadurch nicht entkleidet, daß ich fünf Stunden vor Beginn der Vorstellung im ostpreußischen Winterklima an der Mitteltür des Theaters stehe, von den später Gekommenen gegen das kalte Holz gepreßt und der Gewißheit noch längst nicht versichert, ob nun auch dieses mittlere Tor zuerst geöffnet wird oder vielleicht die beiden Seitentore.

Ich wußte nichts von Wallenstein, als ich nach atemlosem Lauf meine Arme auf das Eisengeländer legte, ja ich wußte auch nichts vom Theater, denn niemals hatte sich in unsre Wälder eine wandernde Bühne verirrt. Ich war wie ein Kind, das plötzlich auf einen andern Stern

versezt wird, und so stand ich auch da, fassungslos und von dem süßen Schauder erfüllt, von dem Goethe sagt, daß er der Menschheit «besten Teil» sei. Der «Wallenstein» wurde wie üblich an zwei Abenden hintereinander gespielt, und zwei Abende lang stürzte eine Welt der Herrlichkeit und des Glanzes, der Ahnung und des Todesgrauens sich in meine Seele, aber wie ein Gott stieg es über dem Rand meiner Kinderseele auf. Wer erzitterte unter dem Ruf der schwedischen Hörner so wie ich? Wem stieg bei dem Liede «Der Eichwald brauset...» die ganze Welt der Kindheit und ihre frühen Leiden so glühend empor? Wen durchschnitt der Ton des Windes so herzerreißend, der um die dunkle Halle und die beiden Mörder geht? Und wie viele Bilder habe ich durch fast vierzig Jahre, in jeder Linie, in jedem Farbton so unverlierbar zu bewahren vermocht wie das der Leiche Wallensteins, die in einem roten Teppich über die verdunkelte Bühne getragen wird?

Nein, mehr war das alles als die Wirkung einer Welt des Scheines auf ein naives Gemüt. Denn so wie Gott in kindlichen Zeiten am reinsten und tiefsten aufgenommen wird, als eine überwältigende, persönliche, immer daseiende Macht, ohne Dogmen und mit einer Gläubigkeit ohnegleichen, so stand auch vor mir das Schicksal, das der Dichter gestaltet, ohne Zweifel und Makel da, nicht gemindert oder geprüft durch den Verstand, nicht unwirklich, sondern in unantastbarer Wahrheit, und die Gestalten wie ihre Darsteller waren mir weder Trugbil-

der noch meinesgleichen, sondern Götter, die aus ihren heiligen Bezirken getreten waren, damit auch der dürftige Mensch wisse, wie die Welt zwischen den Sternen aussieht und eine Ahnung ihn erfasse, daß eine heilige Ordnung das Diesseitige wie das Jenseitige regiert.

Oft bin ich mir dankbar bewußt, daß ich in einer Zeit aufgewachsen durfte, in der das Theater keinen andern Christgeiz hatte, als seinem einzigen natürlichen Herrn, der Kunst, zu dienen, woraus sich denn alle anderen Dienste von selbst ergeben. In der die Klassiker weder ein Versuchsfeld für Experimente noch Lückenbüßer zwischen Premieren waren, und in der Gorkijs «Nachtastyl» oder Tolstojs «Das Licht leuchtet in der Finsternis» oder Ibsens «Gespenster» ihren wohlberechtigten Platz neben der «Braut von Messina» hatten. Das Theater als eine tiefe Bildungsmacht des Menschen hat meine entscheidenden Jahre begleitet, geformt und veredelt, und wir waren noch ein Geschlecht, das der Goetheschen «Iphigenie» oder dem «Lasso» ebenso aufgeschlossen war wie der Revolution des Naturalismus, ohne daß wir Schaden an unsrer Seele dadurch nahmen.

Es war natürlich, daß wir zu den Schauspielern unserer Stadt als zu den Vermittlern unvergänglicher Schönheit mit derselben Verehrung aufblickten wie die Jugend anderer Zeiten zu Rennfahrern, Meisterboxern oder Filmgrößen. Und mir will scheinen, als sei die Hingabe, die wir dem Darsteller des Wallenstein, des Erbförsters, des

Drest oder gar der Sphigenie darbrachten, nicht geringer an Wert gewesen als die, die man der Leinwand oder dem Borrung darbringt. Sie bewegte uns vielleicht nicht leidenschaftlicher, aber sie stammte aus andren Wurzeln und erzeugte andre Blüten, und es ist ja wohl nicht dasselbe, ob ein jugendlicher Schwärmer an seinen Stubengefährten auswendig und mit ungeheurem Pathos den Monolog des Wallenstein richtet oder ob er ihn mit einem Kinnhaken erlauchten Vorbildes auf die Bretter schickt.

Auch gab es in der Schule als solcher keine Theaterfeindschaft, und insbesondere wußte «Freundchen», unser Deutschlehrer, wohl, was das Theater als eine «moralische Unstalt» bedeute, und es bedurfte nur einiger kluger und vorsichtiger Worte von ihm, um eine Begeisterung am falschen Ort zu dämpfen oder aus Ablehnung eine wahrere Erkenntnis herzustellen. Und nur einmal erlitt ich eine meiner frühen Niederlagen bei meinem Kampf für «neue Geister», als ich als Abgesandter der Oberprima unsren Direktor bat, uns von einer abendlischen Turnstunde zu befreien, damit wir die erste Aufführung des «Traumulus» besuchen könnten. «Ein schlechtes Stück!» sagte er mit gekränkter Würde. «Ein dummes Stück! Und meine Primaner sollten etwas anderes tun als Zeit und Geld daran wenden.» Über seine Primaner wendeten mehr als Zeit und Geld an dieses Stück, und es hat ihnen nichts geschadet, daß sie ihrem Direktor in diesem Fall ungehorsam waren.

Später, von meiner Studentenzeit ab, bin ich dann dem Theater für lange Zeit, fast für zwanzig Jahre, entfernt gewesen. Es scheint, als habe die lange und schwere Zeit, die ich zur Bildung meines Wesens gebraucht habe, mich so gänzlich in Anspruch genommen, daß für die schöne Welt des Scheins weder Muße noch Neigung übriggeblieben sind.

Die Oper, als eine zwischen vielen Künsten schwebende Erscheinung, ist erst lange nach dem Schauspiel in meine Welt getreten, dann aber mit einer Wirkung, die zwar nicht dieselbe Reinheit besaß wie das dichterische Wort, die aber vom Musikalischen her zu einer tiefen Bereicherung und Erschütterung meines Lebens führte. Es war damals selbstverständlich, daß wir für eine Theaterkarte hungerken, und da das Hungern mir nicht schwer fiel, so habe ich fast alle bedeutenden Opernwerke der Welt schon in der schönen Aufgeschlossenheit der Jugend erleben dürfen. Und wenn es auch natürlich war, daß unsre leidenschaftlichsten Disputationen sich um die Wagnerischen Musikdramen drehten, so sind doch nicht diese am tiefsten in meine Erinnerung eingeprägt, sondern diejenigen Werke, in denen das rein Musikalische sich am tiefsten mit dem verband, was mir damals wahrscheinlich als die «deutsche Seele» vorschwebte. Und es wird wohl nicht das Waldhornmotiv allein gewesen sein, das am Beginn der Oberon-Duvertüre mich am innigsten zu Weber hinzog, und nicht allein die Erinnerung an Tante Veronikas

Gespenstergeschichten, die die Musik zu «Hans Heiling» oder zum «Vampyr» mit immer gleich süßem Schauder für mich erfüllte. Sondern es wird wohl so gewesen sein, daß ich hinter diesen Tönen bereits ahnte, daß die Musik mehr zu sagen vermag als jede andre Kunst, lange bevor ich von Bach oder Beethoven oder Bruckner eine Note gehört hatte.

In jenen Jahren ist auch die reine Instrumental- und Vokalmusik als eine bestimmende Leitung und Bildung des inneren Menschen in mein Leben getreten. Ich hatte das Glück, Umgang mit einem Oberprimaner zu haben, der als ein Kantorssohn nicht nur die Orgel zu unsren Morgenandachten spielte, sondern der mich auch an der Welt der Klaviermusik, des Streichquartetts und des Liedes auf eine gütige Weise Anteil nehmen ließ. Damals tauchte der Name Hugo Wolf in den Konzertprogrammen auf, von der Menge noch mit Misstrauen angehört, aber von uns mit einer Begeisterung ohnegleichen als jemand aufgenommen, der imstande war, die Schmerzen auch unsrer Generation zu gestalten, gleichviel, ob es sich um Worte Mörikes oder Eichendorffs oder spanische Volkslieder handelte. Und es mag wohl ein Meilenstein in meinem Dasein gewesen sein, als ich den ersten Liederabend einer großen Sängerin in dem nüchternen Saal der Börse hörte. Wie klein wurden alle Bemühungen unsrer «eleganten Periode» vor den Tönen, die damals meine Seele erfüllten, wie weit verschwanden Armut,

Alltag und Heimweh vor der «Winterreise» oder der «Verborgenheit»! Die «holde Kunst» stieg zum erstenmal ohne Verhüllung in die arme Kammer dessen, der noch nicht wußte, wozu Leben und Schmerzen da sind. Sie nahm keinen Anstoß weder an seiner Armut noch an seiner Unfertigkeit, noch an dem Unbedeutenden seiner jugendlichen Existenz. Sondern wie die Fee aus dem Märchen trat sie vor die Dürftigkeit seines Bettlerkleides, legte die Hand auf seine Stirn und verwandelte die arme Welt des Seins in einen himmlischen Raum. Sie allein besaß die Kraft, dem Armen zu zeigen, daß diese Welt nicht alles ist, was wir besitzen, sondern daß hinter ihr eine zweite Welt vorhanden ist, in der immer noch mit unsren Worten gesprochen, mit unsren Tönen gesungen, mit unsren Farben gesehen wird, aber so, daß diese Worte, Töne und Farben nicht nur bis zu unsren Sinnen und zu unserem Verstande reichen, sondern daß sie weit hinter diese Oberfläche greifen und die Wurzeln unsrer Seele da berühren, wo Gott sie schon in seinen Händen hält.

So habe ich die ersten Liederabende von Julia Culp und Lula Mysz-Gmeiner gehört, so den ersten Schubert-Sonatenabend, so zum erstenmal die Appassionata. Ach, wer gibt sie wieder, die Heimkehr von solchen Stunden, durch die finstere Stadt, unter dem leuchtenden Sternenhimmel unsrer Winternächte! Der Körper frierend in einem ärmlichen Mantel, das Zimmer dunkel und leer, in das ich heimkehre, aber die Seele so glühend und außer

sich wie in den Zeiten erster versunkener Liebe. Nun zum erstenmal erkenne ich, wozu ein Menschenleben da sein kann, wenn es begnadet ist. Daß es nach hundert Jahren noch lebendig und glühend ist, wenn es die Herzen der Nachgeborenen erschüttern und das Geseß in sie legen kann, so zu werden, wie sie gewesen sind: leidend aber beseligend, arm aber Kronen verstreuend, die wahren Könige der Menschheit, auch wenn sie einen Bettlermantel trugen.

Da sind viele Namen unter denen, die meine Jugend so bestrahlten, und meine Dankbarkeit wird nicht geringer dadurch, daß ich ihre Namen nicht nenne. Ich allein weiß, was sie mir gewesen sind. Ich habe niemals ihre Hand gedrückt, und sie haben niemals etwas von mir gewußt. Aber zu der Summe ihres Lebens, eines oft in Bitterkeit sich neigenden Lebens, gehört auch meine Dankbarkeit, denn die Namenlosen sind nicht die geringsten unter denen, die das Leben eines Künstlers heimlich tragen.

Damals kam mir auf eine schmerzliche Weise zum Bewußtsein, wieviel ich verloren hatte, als ich mein Klavierspiel in kindlichen Jahren aufgegeben hatte. Aus Gleichgültigkeit, aus Troß, aus Langerweile. Nun versuchte ich, das Verlorene wiederzufinden, ohne es je erreichen zu können. Doch pflegten wir in diesen letzten Schuljahren auf eine fast altmodische Weise den Gesang, und die Quartette, in denen ich mitsingen durfte, gaben mir ein wenig Trost für den Schmerz, daß ich die «Winterreise» bei gerechter Selbstprüfung doch nicht ganz so

vollkommen sang wie einer der Großen, nach deren Vorbild ich strebte. Und als in meiner Pension das Klavier verkauft wurde, blieb mir doch der lange Papierstreifen, den ich mit Tasten bemalte, und auf dem ich dann die großen Sonaten der Toten lautlos spielte. Und sicherlich war es gut, daß nur ich allein sie hörte und daß ich nicht mehr nötig hatte, meine lächelnden Zuhörer zu verfluchen, wie ich es als Kind mit unsren Dienstmädchen gemacht hatte, die sich vor meiner selbstgebauten Geige die böotischen Ohren zuhielten.

Auch muß ich am Schluß noch derjenigen gedenken, die mich damals in das Reich der bildenden Kunst einführten. Namen wie Dürer, Rembrandt oder Rethel hatten damals auf einer ordentlichen Schule nichts zu suchen. Bei «Freundchen» aber gab es immer eine andre Ordnung als die übliche, und zu dem, was ich ihm schulde, gehört auch meine frühe Aufgeschlossenheit für das Reich, in das ich als Kind schon, ohne Führung, einzudringen versucht hatte, und in dem ich nun auf eine betrachtende Weise heimisch wurde. Denn wenn ich auch von meiner Liebe zum Zeichnen nie abgelassen hatte, so erkannte ich doch bald, daß mein «universales Künstlertum» auf schwachen Füßen stand, und daß es nun langsam Zeit wurde, mich zu entscheiden, welchen Kranz ich aus den Sternen herunterholen wollte.

Noch wußte ich es nicht, und als in einer unvergeßlichen Stunde bei der Versetzung nach Oberprima «Freund-

chen» der Reihe nach jedem von uns die Hand drückte, wobei er uns bis auf den Grund der Seele blickte und zu jedem Namen das hinzusetzte, was er als das Wesentliche unsres Seins erkannt hatte, sagte er wohl zu unserem Primus «Friedrich der Eiserne» und zu einem anderen «Hermann der Unbestechliche», aber zu mir sagte er «Ernst der Träumer», und ich wußte, daß aus den Träumern zu allen Zeiten etwas sehr Verschiedenartiges geworden war, Könige und Bettler, Dichter und Narren.

So ging mir dieses Wort lange und auf eine bewegende Weise nach. Ich fühlte wohl, daß es Lob und Tadel enthielt. Daß es dazu aufforderete, mich zu entscheiden, und nicht lange danach, als ich in einer Beichenstunde mein erstes Gedicht auf das Reißbrett schrieb, mag wohl mehr geschehen sein als eine kindliche Torheit: ich verschrieb mich dem Reich, dem ich von Tag zu Tag mehr verfallen war, und mit jenen ersten unbeholfenen und von Lenau beschatteten Versen ergab ich mich für immer der «holden Kunst», die schon damals das Meiste und Beste an mir getan hatte, und an der ich nun selbst das Meiste und Beste tun wollte, ohne zu wissen, wieviel Schmerzen und Freuden es bringen sollte, und ohne zu wissen, daß das Reinste, was wir zu ihr sagen oder tun können, das stille Wort am Ende unsres Lebens bleibt: «Ich danke dir dafür...»

Erste Liebe

Doch will ich nicht den Anschein erwecken, als wären die entscheidenden Jahre meiner Jugend von nichts anderem als dem «reinen Geist» erfüllt gewesen, als hätte ich wie ein früher Säulenheiliger mich nur der Meditation hingegeben und die Welt der Dinge mit der souveränen Verachtung behandelt, zu der die «Spekulation» auf eine so verhängnisvolle Weise führen kann.

Auch ist es nicht ganz richtig, daß ich dieses Kapitel mit dieser Überschrift benenne, denn man wird sich erinnern, daß ich bereits mit vier oder fünf Jahren einer hoffnungslosen Liebe zu der Frau verfallen war, die ich «marmorn» nannte. Und da ich schon damals erkennen mußte, daß wenige Menschen die prometheische Kraft besitzen, ihre geliebten Marmorbilder mit rückatmendem Leben zu erfüllen, so hat mein Herz sich im Lauf der Jahre noch an manche Schönheit verloren, die ich für weniger stei-

nern hielt, aber auch diese menschlichere Beschaffenheit hat, soweit ich mich erinnere, nicht zu einer Erwiderung meiner Liebe geführt, wie sie meinem schwärmerischen Sinn vorgeschwebt haben mag. Und wiewohl wir in den ersten Jahren unsres Stadtlebens eine freundlich-nachbarliche Beziehung zu zwei uns nicht nur an Alter überlegenen Mädchen gewannen, so blieben auch hier die Gefühle der Gegenseite gänglich im Verborgenen, was von den meinigen nicht immer gesagt werden konnte.

Ich bin leider – oder glücklicherweise – immer ein schüchterner Mensch auf diesen Wegen gewesen, und nüchternere Freunde haben mich später oft mit harten Worten getadelt, daß ich in der Frau Gnaden erblicke, die sie gar nicht besäße, daß ich eine sehr unvollkommene Bildung der Natur auf eine schwärmerische Weise entstelle, und daß ich mich so mitschuldig daran mache, der Frau eine engelhafte Stellung in dieser Welt zu verleihen, die ihr gar nicht zukomme und die nur geeignet sei, die dem Manne bestimmte Überlegenheit zu gefährden. Aber da ich leider in vielen Dingen dieser Welt zeitlebens ein unbelehrbarer Mensch gewesen bin, zum Gram meiner Vorgesetzten und ihresgleichen, so hat eine heimliche Stimme in meiner Brust sich auch gegen diese klugen Beweisführungen immer zur Wehr gesetzt, und auf der Höhe meines Lebens bin ich noch immer bereit, in der Frau, die reinen Herzens ist, etwas zu erblicken, was Gott aus dem Paradiese auszustoßen vergessen hat, und das er uns ge-

schenkt hat, damit die trübe Dunkelheit dieser Welt für eine kurze Spanne beglänzt und erwärmt werde.

Die Überschrift zu diesem Kapitel nun gewinnt ihre Berechtigung daraus, daß dies meine erste Liebe war, von der ich sagen kann, daß sie erwidert wurde, worüber meine bisherigen Götterbilder mich stets in einem grausamen Dunkel gelassen hatten. Doch habe ich zu dieser Erkenntnis als ein früh zweifelnder Mensch anderthalb Jahre gebraucht, denselben Zeitraum, den ich brauchte, um von dem ersten heimlich getauschten Blick bis zu dem ersten gesprochenen oder geschriebenen Wort zu gelangen. Und wenn mir später manchmal scheinen wollte, als hätte ich damit anderthalb Jahre des Glückes verloren, so wie Parzival einen Teil seines Lebens dadurch verlor, daß er die ihm bestimmte Frage nicht stellte, so erkannte ich doch bald, daß es eine Täuschung war, nicht nur, weil meine Natur es mir so vorschrieb, sondern auch, weil die Zeit des Bangens und der Sehnsucht das kostbarste war, was mir damals geschenkt werden konnte.

Diese erste Geliebte meiner Jugend nannte ich Jutta, und obwohl sie weder mit der Gestalt des Hebbelschen Dramas noch mit der des Kellerschen «Grünen Heinrich» etwas gemeinsam hatte, so empfing sie ihren Namen doch von der Frauengestalt dieses Romans, den ich damals kennenlernte und der von einer sehr tiefen Einwirkung auf meine Entwicklung gewesen ist. Eigentlich hätte ich sie Julie nennen müssen, denn das andere Buch,

dem ich damals in blinder Leidenschaft verfallen war, war Rousseaus «Julie oder die neue Heloise», woraus sich eine seltsame Huldigung vor der Polarität des Daseins ergab, indem ich die kluge und weise Klarheit des Schweizers neben die schwüle und wortreiche Verstiegenheit des Franzosen als gleichberechtigte Mächte meiner Erziehung stellte. Aber Julie erschien mir damals als ein Name von vollendeter Nüchternheit, der nur alternden Tanten zugehören dürfte, und wer die Straßen meiner Provinzhauptstadt kennt, wird zugeben, daß es unmöglich war, eine in ihnen Wandelnde «Heloïse» zu nennen, auch wenn die Häuser dieser Straßen im Glanz ihrer Erscheinung hätten aufglühen müssen.

So entschied ich mich denn für «Judith», einen Namen, der auch dem Dunklen und leise Glühenden ihrer Erscheinung angemessen war. Ich weiß nicht mehr, wo und wie ich sie zum ersten Male gesehen habe. Wahrscheinlich auf der sonntäglichen Promenade des Paradeplatzes, wo zu den Klängen einer Militärkapelle alles auf und ab wandelte, was vermöge seiner äußerlichen Erscheinung und der noch unerfüllten Leere seines Lebens imstande und getrieben war, sich auf Plätzen zu versammeln, auf denen die «Töchter des Landes» erschienen. Dort mögen unsre Blicke einander zum erstenmal begegnet sein, denn auch die künftigen Könige des Geistes, deren Krone ich ja schon heimlich zu tragen wünschte, verschmähten es nicht, mitunter sich unter das Volk zu mis-

schen, weil von den Träumen des Ruhms allein sich schwer leben ließ und weil auch das originellste und exklusivste Gedicht ab und zu eines Mädchengefichtes bedurfte, aus dem die Bestätigung abzulesen war, daß die Gestalten der Dichtung zwar in einem Himmel wandelten, aber ihren Ursprung doch auf dieser unvollkommenen Erde genommen hatten.

Ich wohnte damals schon im Studentenviertel in der Nähe der Universität, und da das Haus, das zur Wohnung eines Götterbildes vom Schicksal ausersehen war, nur ein paar Straßen entfernt lag, so fehlte es nicht an zufälligen und gewollten Begegnungen. Es mag dem Erwachsenen, der auf seine Jugend spöttisch als auf einen unfertigen Zustand zurückblickt, komisch, ja einfältig erscheinen, daß während einer Zeit von anderthalb Jahren nichts anderes geschah, als daß wir beide unsre Schritte verlangsamten, wenn wir einander auf uns zukommen sahen, um den ersehnten Anblick doch für ein paar Herzschläge länger genießen zu können, und daß dann unsre Augen aneinanderhingen, bis wir vorüber waren, mit der stummen Frage, die zu allen Seiten bei bedeutenden wie bei unbedeutenden Menschen dieselbe ist, eben eine Frage von Leben oder Tod. Und nur in der letzten Zeit geschah es mitunter, daß ein leises Lächeln über ihre Züge glitt, als ahnte sie, daß ohne dieses wir vielleicht noch in weißem Haar so stumm und geisterhaft uns begegnen würden.

Aber nur dieser Art von Erwachsenen wird das fo-

misch erscheinen. Denn wer seiner Jugend nicht mit Spott gedenkt, wird auch diese Scheu vor dem ersten Wort als etwas achten, das an die Heiligkeit eines ersten Gefühls gebunden war. Die auf der Furcht beruhete, ein Menschenbild, das bis unter die Sterne erhoben war, möchte vielleicht mit denselben menschlichen Worten sprechen, die auch wir benutzen, um Dinge des Alltags zu beschreiben oder zu begehrn, und seine Hand möchte sich ebenso anfühlen wie unsre auch, statt doch die Hand eines Engels zu sein, unvorstellbar in ihrer zart geäderken Färbung oder Kühle.

Ach, gesegnete Zeiten, in denen die andere Welt hinter einem Schleier lag, ihre Arbeit, ihre Pflicht, ihre schalen Freuden! In denen jedes Buch und jedes Blatt sich mit Versen bedeckte, die den Stempel der Unsterblichkeit für den Schreibenden unfrüglich trugen. In denen der Mond nicht der Mond war, sondern eine Ampel Gottes, die er über uns hielt, damit das harte Licht der Sonne nicht unsre Träume störe. In denen alles Gute und Edle meiner noch gärenden Natur aus dem Dunkel sich aufhebt und mich verwandelt, damit ich der Geliebten zwar nicht gleich, aber doch nicht allzu unwürdig werde. Zeiten auch, zu denen die Erwachsenen spöttisch oder hämisch zu lächeln pflegen, die Lehrer, die Verwandten, mitunter die Eltern, als neideten sie mir, was sie längst verloren haben, und was auch wir deshalb so schnell wie möglich verlieren sollen, damit die Speise unsrer Hände sie nicht an ihren Hunger erinnere.

Aber wir verloren es nicht. Eine unfrügliche Stimme bewahrte uns davor, dem Lächeln der Großen Glauben zu schenken und uns nach ihrem Willen einer Entzaubierung hinzugeben, die uns nicht nur der Liebe, sondern alles dessen beraubt hätte, was unser Dasein trug. Wir fahren fort, zu warten, Blicke zu tauschen, Verse zu schreiben. Wir fahren auch fort, zu schweigen, als ahnte uns, daß mit dem ersten Wort der Abgrund schmäler werden müßte, der uns von den Großen trennt. Denn auch sie hatten ja einmal geliebt und geschwiegen, und vielleicht rührte es von dem ersten Bruch des Schweigens her, daß sie nun lächelten oder einander wissend anblickten und daß der Glanz von den stumpfen Flügeln ihres Daseins abgestreift war.

Auch der Wald ist mir nun verwandelt in den ersten Sommerferien dieser Liebe, die Eltern, die Heimat, die ganze Welt. Noch immer bin ich ein Fischer und Jäger, aber länger als früher kann ich auf dem Bootstrand sitzen, die Neße gedankenlos in der Hand, und in die dunkle Tiefe blicken, wo die Fische stehen mögen, wo aber nun das Bild der Geliebten wie auf einem Spiegel ruht. Noch immer streife ich hinter dem Adler her, ganze Tage, aber dazwischen kann ich an einem Waldrand sitzen, hoch über den Schonungen, das Gewehr über den Knien, und hinausblicken über das sonnige Land, das so schrecklich leer und tot ist ohne die Gestalt, die allein es lebendig machen könnte. Wohl erlöst das Herz sich manchmal durch Trä-

nen und Verse, aber eine dunkle Schwermut hängt über Feld und Wald, und der «kleine traurige Vogel» gewinnt zum erstenmal Gewalt über mich. Es ist ein kleiner grauer Sänger, der in den dunklen Fichtenwäldern lebt, wo die Fliegenpilze im Moos leuchten und nur ab und zu ein Sonnenstrahl durch die Wipfel fällt. Sein Lied besteht nur aus einem einzigen Ton, aber der flagende und hoffnungslos eintönige Fall dieses Tones ist wie die Seele dieses großen, finsternen, schweigenden Waldes, durch den das Einhorn schreiten könnte, die fremden, kalten Augen auf den erschauernden Menschen gerichtet.

Aber dann, bevor ich vergehe in meiner Sehnsucht, beginne ich Briefe an die Geliebte zu schreiben, die Briefe Albâlards an Hélôïse, die Briefe aller Liebenden aller Zeiten. Endlose, glühende, verzehrende Briefe. In ihnen sage ich, was bei unsren Begegnungen verschwiegen wird und auch in aller Zukunft verschwiegen bleiben muß, weil es eine letzte Keuschheit des gesprochenen Wortes gibt, die nicht verletzt werden darf, wenn der Zauber nicht sterben soll.

Ich schreibe sie im Walde. Das Lintenfaß liegt unter dem Moos, und ich frage es von Ort zu Ort, immer dahin, wo ich glaube, daß der Wald mich am besten bewahrt und am tiefsten zu meinen Worten rauscht. Ich kann keines dieser Worte mehr nennen, denn ich habe sie später verbrannt, und auch wenn ich sie noch hätte, würde ich sie nicht nennen, weil sie nicht der Welt angehören, sondern mir allein.

Und eben weil diese Briefe der Liebe, die ich schreibe, mir etwas Heiliges sind, und sei es auch nur etwas kindlich oder töricht Heiliges, trifft es mich mit einem unsäglichen Schmerz, daß eines Tages jemand die Briefe gelesen hat. Sie sind im Walde vergraben, in Ölpapier eingeschlagen, unter Moos und verwelktem Laub, und einmal sehe ich, daß nicht alles so daliegt, wie ich es zurückgelassen habe, daß eine andre Hand alles berührt hat, daß andre Augen gelesen haben, was niemand außer mir lesen darf. Ich glaube nicht, daß die Scham das Stärkste war, was mich bewegte. Es war vielmehr die Erkenntnis, daß Gott zulassen konnte, daß ein Heiligtum geschändet werde und daß auch solches also mit seinem Willen geschehen könnte. Und es ist wohl möglich, daß die Zeit der Gottesleugnung, die bald darauf für mich folgte, ihre Wurzel an dieser Stelle des Waldes hatte, wo man einen kindlichen Altar heimlich umgestürzt und entblößt hatte.

Ich glaube mich zu erinnern, daß ich die Briefe gleich darauf verbrannte. Sie hatten nun ihren Zauber wie ihre Keuschheit verloren. Ich zündete sie im Walde an, und so empfing er auch diese Asche eines getäuschten Lebens, und mir schien, als wäre er nun noch mehr die Heimat aller Verstoßenen und Unverstandenen als bisher.

Bald darauf muß es mir gelungen sein, den Namen meiner Geliebten zu erfahren, und zu Anfang des Winters, als wir einander täglich auf dem Eise sahen, habe ich wohl den Mut gefunden, an sie zu schreiben. Denn ich

erinnere mich mit aller Deutlichkeit des Abends, an dem sie mich bei der Heimkehr in einer menschenleeren Straße erwartete. Da war es nun also, daß ich ihre Hand halten, ihre Züge betrachten durfte und daß ich wahrscheinlich dieselben törichten Worte sprach, die junge Menschen in solch einer Stunde zu sprechen pflegen. Der eisige Wind meiner Heimat ging durch die Straßen, die trüben Laternen klapperten, und die Menschen gingen wie Schermen an uns vorüber. Für uns aber blühte diese karge und winterliche Erde, für uns hingen die Sterne dicht über unstem Scheitel, für uns war das verlorene Paradies aus seiner Verfluchtung wieder auferstanden, und wir beide allein gingen durch seine verzauberten Wege, ohne allen Zweifel gewiß, daß es niemandem gelingen würde, auch Gott und allen Engeln nicht, uns aus diesem Garten Eden jemals zu vertreiben. Wir wußten noch nicht, daß das nächste Jahr uns bereits vertrieben haben würde.

Doch lief die Zeit in allen Dingen damals langsamer als heute. Sitte und Erziehung hielten die Menschen länger voneinander fern, und so dauerte es bis zum Sommer, dem vorletzten meiner Schulzeit, ehe ich die Gewißheit gewann, daß ich wiedergeliebt wurde. Wir hatten zusammen in einem der abendlichen Symphoniekonzerte gesessen, die damals im Konzerthaus des Tiergartens gespielt wurden, und dann saßen wir in einem der kleinen Holztempel, die abseits, unter Bäumen verborgen, über dem großen Wasservogelhaus standen. Der Mond schien

so, wie es seine Pflicht war, nach allen Schmerzen, die ich ihm anvertraut hatte, und von dem Wasser zu unsren Füßen hob sich mitunter der flagende, gedämpfte Ruf einer großen Möve. Und hier, fast so abseits der Welt wie in meinem Walde, gab ich das Geständnis meiner Liebe preis und empfing es wieder, und küßte zum erstenmal in meinem Leben einen Mädchenmund.

Es geschah ja nur, was immer und uns allen geschieht. Es war weder erhabener noch lächerlicher als zu anderen Zeiten. Aber wie wir alle unsren eignen Himmel und unsren eignen Tod haben, so haben wir auch dieses auf eine einmalige und nur uns zugehörige Weise, daß ein fremder Mensch zum erstenmal in unser Blut und Leben hineingeht, und wir mögen wohl berechtigt sein, seiner mit einer besonderen Dankbarkeit und Rührung zu gedenken, als des ersten Segens unter vielen anderen, mit dem das Schicksal uns gesegnet hat.

Ja, dieser Sommer, der erste und letzte unsrer Liebe, steht in meiner Erinnerung wohl wie ein einziger blühender Baum, aufgerichtet über einer dünnen, grenzenlosen Erde. Jeden freien Nachmittag sitze ich auf dem Rad und fahre die vier Meilen zum Ostseebad, in dem sie lebt. Auch dies ist nicht so einfach und bequem wie heute. Denn ein junger Mensch, der zu seiner Geliebten fährt, muß damals so angezogen sein wie in den Straßen der Stadt. Er muß einen schönen Hut auf dem Kopf tragen und dazu den vorgeschriebenen, sehr steif geplätteten Stehfragen,

und hier vielleicht dämmert ihm die erste Ahnung, daß sehr hohe Kragen doch vielleicht nicht das Richtige sind, wenn man bei dreißig Grad Wärme vier Meilen über Berg und Tal und manchmal gegen einen schweren See- wind zu einem Stelldichein fährt.

Aber dort, wo das Meer braust und die gebeugten Kiefern der einsamen Dünen, ist das alles vergessen. Wir denken nicht an die Zukunft. Der große Atem der Landschaft geht über uns hin. Es ist nicht meine Heimat, aber sie umfängt uns mit derselben Liebe, derselben Verborgenheit. Erst mit unsrer Liebe beginnt die Welt, und vorher war nichts, wie nachher nichts sein wird. Nur die Sonne misst die Stunden und die Schatten, die der Strandhafer wehend über ihre Stirn legt. Und in den letzten Küszen liegt schon der Schmerz der Trennung, der Einsamkeit, der gänzlichen Verlorenheit.

Es bleibt alles in Reinheit und Unschuld, und keine frühe Erfahrung trübt oder blendet das Bild der Erinnerung. Es gibt Qualen der Eifersucht und die Süße der Versöhnung. Es gibt einen bitteren Winter, den Feind aller heimlich Liebenden, und es ist, als welse in ihm langsam aber unaufhaltsam die behütete Blüte.

Sch weiß nicht mehr, wie es gekommen ist. War das Bild der Sehnsucht so vollkommen gewesen, daß die Wirklichkeit es nicht erreichte? Verlangte ich nach der Erlösung, die kein Mensch zu geben vermag, weil niemand uns aus unsrem eignen Dasein reißen kann, aus der letz-

ten Einsamkeit, die jedes Menschenherz umhüllt? Oder pochte das Schicksal schon leise mahnend an meine Tür, daß es nun Zeit sei, von einem Becher sich zu wenden, der den Durst meines damaligen Lebens gestillt hatte? Daß ich weiter müßte, zu neuen Versen, zu neuen Schmerzen, und also auch zu neuen Lippen, die sie schenkten?

Ich weiß es nicht mehr. Es war niemand da, der ihr Bild verdrängte, nur die tiefe Unruhe meines Herzens, das nicht ausruhen wollte, und eine verborgene Stimme, die in Schuld und Schmerzen hineintrieb. So schwer ist es, nach dreißig Jahren über sich zu Gericht zu sitzen, weil nur die Tat noch da ist, aber nicht mehr, was uns zu ihr bewegte. Wohl war ich untreu, aber es mag wohl sein, daß ich mir die Treue hielt, eine schwere Treue, weil sie eine Unschuldige mit Schmerzen belud. Ist es die Ernte, die ein Leben entscheidet? Rechtfertigt das Werk alle Härte, die wir brauchten, um es so zu formen, wie wir es hinterlassen möchten? Oder wiegt jede Träne, die um uns vergossen wurde, schwerer auf der Waage des Gerichtes als alle Kunstwerke dieser Erde?

Noch immer weiß ich es nicht. Aber ein leises Grauen weht wohl um die erste nackte Schuld, die wir begingen. Es bleibt nicht bei der Scham. Die Scham läßt uns eröten, und sie mag wohl eine heilsame Bewegung des Blutes sein. Aber das Grauen ist tiefer im Dunkeln zu Hause. Es umfaßt nicht den Einzelnen, sondern unser ganzes Geschlecht, ja es tastet langsam nach dem Gesetz alles

Lebens. Denn wenn mit allem Menschenwerk die Schuld verbunden ist, so genügt es nicht, zu erröten. Ein leises Bittern geht durch den Grund, auf dem wir stehen, und es bleibt nichts, als uns in die Arme Gottes zu werfen oder den Helm noch fester zu binden, unter dem wir einmal den Tod bestehen wollen.

Ihr Weg hat dann bald die Unschuld jener ersten Liebe verloren, und bevor eine Heirat sie weit aus unsrer Landschaft fortführte, ist sie wohl durch manche Verwirrung und manche Not gegangen. Über es kommt mir nicht zu, eine Rechtfertigung meines Tuns daraus zu entnehmen, noch eine Trübung über ihr reines Bild zu legen. Sie hat ihren Anteil an meinem Leben wie jeder Mensch, mit dessen Herz das unsrige einmal zusammenschlug, und sie hat diesen Teil mit reinen Händen gegeben und das Thrigie dafür genommen. Uns aber gebührt, für jede Traube dankbar zu sein, die in unsre Kelter fällt, und erst die Nachgeborenen werden zu entscheiden haben, ob es der Mühe lohnt, an dieser Kelter zu verharren und den Becher hinzuhalten, der die Durstigen tränken soll.

Und noch einmal die Wälder ...

Mir ist, als hätte in dem Jahr, das diesen Erschütterungen folgte, die Heimat alle Kräfte der Heilung noch einmal versammelt, um mir zu zeigen, daß nur in ihr das wahre Leben ruhe. Daß es wohl nötig sei für mich, an Menschen und menschlichen Schmerzen zu reisen, aber daß die Ernte immer nur in ihren Bezirken eingeholt werden könne. Wenigstens sind die Ferien dieses letzten Schuljahres in meiner Erinnerung von einem besonderen Glanz erfüllt. Nicht mehr sehe ich die Wälder wie durch einen Schleier, der sich überall um die Gestalt der Geliebten webt, sondern es steht nun nichts mehr zwischen ihnen und mir. Wir sind wieder wie zu meiner Kinderzeit. Ich habe das fremde Kleid und die fremden Schuhe abgelegt, und ich darf wieder eintreten in die große Einheit, ohne daß sie mich verstößt oder mit einem kühlen Schweigen empfängt.

Ich besitze eine Doppelflinte und eine Büchse, eine Jagdtasche, eine kurze Pfeife und einen ledernen Tabaksbeutel. Ich trage einen breiten grünen Hut wie die Reiter der Schütztruppe. Die Melone wie die Lackschuhe sind zurückgeblieben, das silberne Armband wie die hohen Stehfäden. Ich sehe nicht sehr elegant, sondern eher etwas verwahrlost aus, und ich fange an, mich um die Meinung der Leute nicht nur nicht zu bekümmern, sondern in ihrer Missachtung den richtigen Lebensweg zu finden. Ich stehe mit der Sonne auf, und ihr Untergang findet mich noch tief in den Wäldern oder Mooren oder an den Ufern der Seen, wo die Reiher zum nächtlichen Gang sich in das Schilf schwingen. Ich habe keine Freunde und keine Gesellschaft, keine Geliebte und kein Geheimnis. Ich lebe ein männliches Leben, einsam wie die Jäger nördlicher Länder, und die übrige Welt liegt wie hinter verschlossenen Toren, deren Flügel verrostet und mich nichts angehen.

Ich lerne wieder die Tugend der Geduld, die die Welt nicht lehrt, aber die der Wald zu jeder Stunde den geöffneten Augen zeigt. Ein halbes Jahr lang arbeite ich an einem Dohnenstieg, der zum Fang von Drosseln bestimmt ist. Und da ich in diesen Dingen noch ohne Sentimentalität und auch ohne tiefere Erkenntnis bin, so mache ich mir keine Gedanken über die Grausamkeit dieses Handwerks. Ich schneide Hunderte von Wacholderzweigen, armlang und von besonderer Biegsamkeit und Härte. Und dann drehe ich sie mit den Händen zu der für die

Fangbügel nötigen Form. Es ist eine harte Arbeit, und die Hände sind mit Blasen bedeckt. Aber ich bin so stolz darauf wie ein Soldat auf seine ersten Wunden. Und dann flechte ich die Schlingen aus Pferdehaar, für jeden Bügel zwei, und zu jeder Schlinge sind sechs oder acht Haare nötig, und als ich fertig bin, sind die Fingerspitzen wund von der ständigen Reibung. Der Dohnenstieg ist viele Kilometer lang, und immer nach ein paar Schritten muß mit einem Bohrer ein Loch in den Stamm eines Baumes gebohrt werden, in den der Bügel hineinkommt. Und jeder Bügel bekommt zwei Schlingen, die übereinandergreifen, und wenn alles fertig ist, hole ich die Vogelbeeren vom Boden, und in jeden Bügel kommt ein Zweig der roten Früchte, um die Drosseln anzulocken.

Eine harte Arbeit. Eine Arbeit, bei der es keine törichten Gedanken gibt, weil sie die letzte Aufmerksamkeit erfordert. Und so ist es mit den Marderfallen, die ich baue, mit den Nezzen, die ich stelle, mit den Raubvogelhorsten, die ich ausmache. Es gibt keine Zeit, keine Entfernung, keine Müdigkeit. Es kommt vor, daß ich im Winter, wenn der Schnee bis zu den Knien reicht, am frühen Morgen eine Marderspur finde und sie verfolge; daß ich Jagden nach Jagen umkreise; daß ich Stunden verliere, weil der Marder eine Strecke lang von Wipfel zu Wipfel sich geschwungen hat, ohne eine Fährte zu hinterlassen. Daß ich dann, vielleicht sechs Stunden später, den Marder festmache, auf einer starken Kiefer, die in der Mitte

ein Nestloch hat. Und da er nicht herauskommt, laufe ich eine Meile nach Hause und komme im Schlitten wieder, meinen Vater und zwei Holzarbeiter bei mir. Der Baum wird gefällt und donnert in einer Schneewolke zu Boden, aber der Marder verläßt sein Haus nicht. Mein Vater lächelt etwas spöttisch und meint, es komme vor, daß auch große Jäger sich «verspüren». Aber da fährt einer der Arbeiter mit der Hand am Baum entlang, bis er das Nestloch findet, und der Marder ist so gut, ihn in den Finger zu beißen. Nun wird ein meterlanges Stück des Baumstamms herausgesägt, da die Öffnung auf der Erde liegt, und herausgerollt, und nun fährt der Marder aus dem dunklen Haus, und der Schuß wirft ihn in den Schnee. Die Sterne ziehen auf, als wir nach Hause kommen. Ich bin müde, naß, erfroren und stolz.

Der Wald hat keine Grenzen für mich. Ich bin überall zu Hause, bei allen Förstern. Man achtet mich, weil ich nicht wie eine städtische Vogelscheuche im Walde mich bewege, sondern weil ich einer der ihren bin, ein junger Mensch vom Handwerk, auch wenn der Glanz der höheren Schule mich umgibt. An dem zweiten See, der uns früher gehört hat und an dem nach dem Fischfang Trilljam in seinem gelben Mantel erschien, ist nun eine Försterei gebaut, und dort bin ich oft. Es sind zwei Töchter da, und die ältere, ein stilles, zartes Kind, ist mir wohl gut. Aber ich will die Schmerzen der Liebe nicht mehr. Ich will an das dunkle Fließ, das mit schwartzem Wasser

unter alten Erlen dahinzieht, und Krebse fangen. Ich töte ein paar Frösche, ziehe sie ab, daß ihr Fleisch weiß leuchtet und stecke sie an Weidenstöcken in das Wasser. Und nun kommen sie aus ihren Höhlen heraus, tastend und schleichend, Dußende, Hunderde, eine schauerlich sich bewegende, gestaltlose Masse, die sich um die Beute drängt. Und ich habe nur unendlich behutsam mit dem Netz unter das grausige Mahl zu fahren, um sie herauszuheben, manchmal ein Schuß in einer Viertelstunde. Und dann geht es wieder heim, eine Meile weit, durch den abendlischen Wald, müde, glücklich und stillen Herzens.

Mitunter bin ich eine Woche fort, bei einem Onkel, der Förster ist am Spirdingsee, wo es Kreuzottern und Uhus gibt, und wo ich beim Baden beinahe ertrinke. Oder bei einem Onkel, der Förster ist am Niedersee, und wo an den Abenden jemand tief aus den Wäldern herrlich auf einem Waldhorn bläst. Überall ist noch ein wunderbar wildes Land, über dem die Adler schweben und die wilden Schwäne brausen, wo die Menschen eine fremde Sprache sprechen und russische Wilddiebe aus den Philippsonendorfern zu Kampf und Abenteuer locken. Noch ist überall Raum und Größe und die unendliche Einsamkeit, die bald ein Märchen sein wird in unserem Land. Da ist kein besonderes Ereignis, das an mir formt, keines Menschen Vorbild oder Neigung, aber die ganze Welt jener Verborgenheit nimmt mich noch einmal auf, bewußter nun schon gefühlt als früher, eindringlicher in ihrer Schwere.

mut, frößtender in ihrer Stille, bevor ich für immer hinausgehen werde auf die Straßen der Fremde, um nur wie ein Gast wiederzukehren, dem die Ahnung des Abschieds schon die Einkehr verdunkelt.

Leuchtend steht der Herbst dieses Jahres, des letzten kindlichen, wie mir scheint, in meiner Erinnerung. Der Dohnenstieg ist fertig, und die Drosseln sind da, bevor sie südwärts ziehen. Beim Sternenlicht schon bin ich unterwegs nach einer weit entfernten Feldmark, um einen Hasen bei der Rückkehr von der Saat zu schießen. Reif liegt schon auf der Erde, und im Walde riecht es bitter nach Pilzen und welkem Laub. Ich sehe, wie der Nebel fällt und der rote Tag über den Feldern aufgeht. Der Bussard fliegt zu seiner Jagd, und ein Fuchs trabt den Grenzgraben entlang. Die Vögel erwachen, die Brombeeren leuchten in der Hecke vor mir, und manchmal zerbricht der Donner meines Schusses das Schweigen der Frühe. Heimkehr durch den aufleuchtenden Wald, in dem die Nüsse reifen und die Hähne lärmten. Eine kurze Rast, ein Frühstück im Garten, über den die Kraniche in Geschwadern nach der südlichen Sonne ziehen.

Und dann, ohne Müdigkeit, das Hauptwerk des Tages: der Dohnenstieg. Eine Jagdtasche voller Vogelbeeren, die Doppelstlinke, Pfeife und Tabak und ein Stück trockenes Schwarzbrot. Der Reif ist zu Tau geworden, und Tauende von Spinngeweben schimmern in der Sonne. An den Waldrändern brennt der wilde Birnbaum in

glühendem Rot, und die Ahornbäume leuchten in ihrem herrlichen Gold. Niemals ist der Wald wunderbarer als im Herbst, in seinen Farben, seinem Geruch, seiner fast atemlosen Stille. Schwermut erfüllt ihn, aber sie ist sanfter als zu andren Jahreszeiten, und noch heute ist die Seele nirgends reicher mit Gestalten und Plänen erfüllt als in einem Grenzgraben am Waldrand im Herbst, wo der Blick über weckende Kartoffelfelder geht, über schweigende Moore und die großen ruhigen Wolken dieser Jahreszeit.

Der Dohnenstieg läuft am Waldrand entlang, so daß der Blick sich ab und zu öffnet auf das still beglänzte Feld, den See und ferne blauende Wälder. Es liegen fast immer Schnepfen um seinen Pfad, und jeder Schritt ist mit der Spannung erfüllt, die nur der Jäger kennt. Es ist nicht so wichtig, ob ich zwei Dutzend Drosseln heimbringe oder nur ein paar. Manchmal hängt ein Eichelhäher in der Schlinge und manchmal sogar ein Haselhuhn. Manchmal haben die Mäuse alle Beeren fortgefressen, und es gibt Arbeit und keinen Gang. Aber das alles ist nicht das Große daran. Das Große ist die Freiheit des Luns, des Schreitens, des Raumes. Die herrliche Freiheit dessen, der im Einflang mit seiner Erde lebt. Von dem die Wände fortgerückt sind, die Menschen und die Schmerzen, die sie bereiten. Dessen Auge und Ohr immer wach sein müssen und dessen Gewehr fast ohne Bewußtsein hochfliegen muß, wenn eine Schnepfe aus dem Buchengestüpp aufsteigt

und wie ein Schatten um die dunklen Fichten schießt. Es gibt keine andre Ehre als die, ein guter Jäger zu sein, und keine andre Sehnsucht als die, eine Beute nach Hause zu bringen. So einfach ist das Leben, wenn jeder Tag in sich selber ruht und nur die Speise verdienen will, die man am Abend braucht, und den Schlaf, der zum neuen Tage stärkt.

Ich bin ein mit vielen Träumen gesegneter und beladener Mensch, schon von Kindheit an. Über von hundert Träumen, die heute über meinen Schlaf gehen, sind neunzig dort zu Hause, wo ich aufgewachsen bin. Ich gehe durch das alte Haus, in dem ich doch seit fast dreißig Jahren keine Nacht mehr geschlafen habe, über das Roggenfeld, durch das Schilf der Seen, tief in die Wälder hinein. Und selbst der Krieg, so tief eingegraben in meine Seele, spiegelt sich nicht im Raume der fremden Länder wider, sondern ist da zu Hause, wo ich zu Hause war. Unter den alten Erlen stehen die Geschüze eingegraben, aus dem Rand meiner Wälder tauchen die Schützenketten auf, und alles Große und Grausige seines Geschehens geht über mein Kinderland hin, als hätte es den ersten Anspruch auch auf diesen so ernsten und düsteren Teil meines Lebens.

Um die Mittagszeit kehre ich heim, und eine Stunde später bin ich schon wieder unterwegs. Die Schneepfen sind auf dem Durchzug, und in Schonungen und Brüchen suche ich sie auf, ohne Hund, nur mit dem Gefühl dessen,

der wissen muß, wo die Tiere seines Waldes schlafen. Vier, fünf Stunden dauert der Bogen, den ich durch die Wälder mache, und bevor die Sonne sinkt, sitze ich zwischen Hochwald und Torfbruch, im Grenzgraben, wo der Blick weit hinausgeht und über den gelben Birken die roten Abendwolken stehen. Hier ist mein stillster und geliebtester Platz. Zwischen den Torfhaufen steigt der frühe Nebel auf, und durch die stille Luft kann ich hören, wie der Pumpenschwengel auf unsrem Hof auf und nieder geht. Finster und gewaltig steht hinter mir der Wald, aber hell und röthlich bestrahlt liegt der ganze Himmelraum vor meinen Augen. Da zieht alles vorüber, was ich war und einmal werden möchte. Goldene Tore sind aufgebaut, und wie ein Traumvogel schwebt der Reiher über Säulen und Dach. Schmerz erfüllt mich und das tröstliche Gefühl des lebendigen Seins. Noch weiß die junge Seele nicht, wohin sie fliegen wird, aber sie fühlt die Kraft ihrer Schwingen, und ein glühendes Verlangen erfüllt sie, gut und groß zu werden, wie alle diejenigen, mit deren Bildern man von Kindheit an ihren Raum erfüllt hat. Manchmal schreibe ich hier einen Vers auf ein zerknittertes Blatt, aber nicht die Verse sind die Frucht dieser stillen Stunde, sondern die Bereitschaft, die aus ihr strömt, das Stillesein, das uferlose Erfülltwerden mit etwas, das ich nicht kenne und nicht nennen kann.

Dann kommt die Dämmerung, und nun ist nur der Jäger übriggeblieben, für den es keine Träume gibt. Denn

die Schnepfe kommt stumm, in rasendem Flug um Wipfel und Waldecken, und die Hand, die nicht fehlen will, darf keine Verse schreiben.

Dann steigt der Mond über das Moor, und ich gehe noch zum See. Im Schilf, bis zu den Knien im kalten Wasser, warte ich auf die ziehenden Enten, bis das silberne Korn auf der Schiene des Gewehrs nicht mehr zu sehen ist. Der Tag ist zu Ende. Er hat das Seine gebracht. Dunkel liegt schon das Haus. Durch die Kammertür sage ich meinem Vater noch, wie alles war. Um Fenster meiner Oberstube esse ich mein Abendbrot, im Dunkeln, und sehe zu, wie der große Herbstmond über See und Felder steigt. Die Eulen rufen aus dem schwarzen Wald, und in einem fernen Dorfe bellt ein Hund, daß das Echo lange über die Erde geht. So einfach ist die Welt, wenn man nichts hinzutut zu ihr, und der Schlaf kommt über mich, wie er über die Erde kommt: ein Lohn des Tages, der erfüllt worden ist.

Wenn ein Dichter jemand ist, der lange und schweigend sammelt, bevor er seine Ernte beginnt, so mag ich wohl dort und in jenen Zeiten ein Dichter geworden sein. Der Adler hatte daran teil und das Waldhorn, die roten Wolken über dem Moor und der bittere Geruch der Wälder. Sie alle erfüllten das Gefäß, aus dem ich später schöpfen sollte, und sie bewahrten sich für mich, zehn, zwanzig, dreißig Jahre lang, mit der schönen Geduld, die nur die Treue gibt.

Es tut nichts, daß ich dem nicht den Namen Gottes gab, womit ich mich in jenen Zeiten erfüllte. Ja, daß ich diesen Namen wohl geleugnet haben würde. Ich weiß nicht, ob die Jäger an Gott glauben oder nicht. Aber ich weiß, daß sie ihm näher sind als andere, weil sie mehr als andere in seinem Hause wohnen. Denn ein reines Tagwerk, auch wenn es nur mit der Büchse in der Hand vollbracht wird, mag Gott wohlgefälliger sein als aller Rauch, den wir aus den Küchen unsres Geistes aufsteigen lassen.

Wahrscheinlich blickten meine Eltern nicht ohne Sorgen auf mich. Zwar lag mein Tun offen vor ihren Augen, aber ich wurde ein immer schweigsamerer Mensch, und wenn ich meine Meinungen aussprach, so waren sie voller Verachtung für das, was die Meinung der Welt bedeutete. Ich war schon damals ein unverbindlicher und in Sachen der Überzeugung ein unversöhnlicher Mensch. Damals vollzog sich das tragische Fortschreiten jeder Generation über die vorausgehende. Sie bleibt keinem Geschlecht erspart, aber sie ist am bittersten, wo der eine Teil in seinem stillen Lebenraum geblieben ist und der andere eine neue Welt für sich erobert hat. Dankbarkeit war nie eine Sache der Jugend, und es gibt wenig Häuser, in denen die schroffen Jahre der Entwicklung ohne Schmerzen vorübergehen. Meine Eltern hingen an der Sitte und Überzeugung ihrer Zeit, wie nicht anders erwartet werden konnte. Und sie sahen in manchem Lieblosigkeit, was

doch nur die bittere Mühe einer Jugend war, in das Kleid einer neuen Zeit hineinzuwachsen. Erst viel später sind unsre Wege wieder zusammengekommen, und ich glaube nicht, daß wir die Schmerzen bedauert haben, die wir einander bereitet haben.

Auch hatte ich niemand, mit dem ich Umgang hätte pflegen, und von dem ich eine sanfte Stillung meiner Stürme hätte erwarten können. Vor allem hat mir in allen diesen Jahren das kostbarste gefehlt, das ein wendender Mensch erfahren kann: die gütige, leitende Hand einer reifen Frau. Aber die Armut und Einfachheit meiner Herkunft und meine frühe Scheu, eine neue Tür zu öffnen, ließen mich in dem Kreis meiner Arbeit und weniger Menschen. Und da ich keine Gaben besaß, die geeignet gewesen wären, die Herzen der Menschen zu bestricken, sondern im Gegenteil ein schwerblütiger und unbequemer Mensch war, so habe ich lange warten müssen, ehe man die Türen vor mir öffnete, ohne daß ich zu klopfen brauchte. Und dann öffnete man sie oft so weit, daß es mir keine Freude mehr machte, einzutreten.

Ich sehe mich noch einmal um, unter allen Menschen, die ich in meiner Heimat kannte. Da sind die Verwandten meiner Mutter, in Walddörfern, auf Gütern und in Förstereien. Sie lieben mich alle, und ich bin gern bei ihnen. Aber ich ruhe nur aus in ihrem Kreis. Da ist kein Wind, der meine ungeduldigen Schwingen höbe, keine Sehnsucht, die mich verbrennte, wenn ich ihnen wieder

ferne bin. Da sind die Förstereien meines Waldes, aber sie haben ihre eigene Sorge und Not, und auch dort finde ich niemanden, der mit mir zusammen Gott und alle Ordnungen stürzen würde, um eine neue Erde aufzubauen. Und dies will ich doch, dies und nichts Geringeres. Da ist der alte Lehrer unsres Nachbardorfes, den ich sehr verehre, aber er ist schon weise geworden in einem langen Leben, und ich bin noch so weit von aller Weisheit entfernt. Und die Frauen sind gut und brav und manchmal auch nicht, aber sie wissen wenig von der «Seele» und am wenigsten von der eines jungen Menschen, der ein Dichter werden möchte.

Wie schrecklich einsam bin ich doch in diesem Alter, auf der Brücke zwischen zwei Generationen! Am Sonntagnachmittagen, wenn das Haus leer ist und nur die eignen Träume sitzen verhüllt in den Winkeln und auf den Stufen jeder Treppe. Wie töricht stolz ist man doch auf seine Einsamkeit, und wie bitterlich verbrennt sie die Seele, so daß das Ohr jeden Ton aus den Wäldern auffängt, jedes ferne Lied, jedes Räderrollen, in dem atemlosen Bangen, jetzt, mit diesem Herzschlag, könnte es zwischen den Bäumen erscheinen: das Glück oder der Ruhm oder der strahlende, unsterbliche Untergang. Aber es ist nur eine alte Frau, die verspätet vom Kirchgang kommt, das Tuch über der Stirn und das Bündel mit dem Gesangbuch in der Hand. Oder zwei Kinder mit einem Beerenkorb. Der Wald nimmt sie wieder auf, und immer noch kreist der

Bussard über den abgeernteten Feldern. Und das Glück ist wo anders, die Liebe, der Ruhm, das Heldenlos.

Nur eines Menschen erinnere ich mich aus dieser Zeit, eines Försters, zu dem ich mitunter ging, und der, wiewohl er viel älter war, mich mit dem Ernst empfing, den man den Gleichberechtigten zukommen lässt. Er hatte seine Frau verloren, seine Kinder fortgegeben und lebte einsam zwei Meilen weit von uns, noch hinter dem See, an dem der Fischadler horstete. Er spielte Geige und schrieb mitunter eine kleine Geschichte für eine Forstzeitschrift. Aber nicht dies allein hob ihn für mich aus dem Raum meiner Landschaft heraus, sondern ein Hauch des Wilden, Kraftvollen und Abenteuerlichen, von dem seine Gestalt mir umgeben schien. Er hatte die schönsten Augen, die ich bis dahin gesehen hatte, von einem leuchtenden Blau und jener durchdringenden Helle, wie sie nur die Augen der Raubvögel besitzen. Er hatte viel erfahren und die Erfahrung nicht wie einen Regen über sich kommen lassen, sondern er hatte sie gleichsam geerntet und sein ganzes Wesen mit ihr erfüllt. Er schien mir ein unerschütterlicher Mensch, und sicherlich war es das, wonach ich als ein Träumer verlangte. In dem Wirren und Drängenden meines damaligen Lebens richtete ich mich an seiner Klarheit auf, denn wenn ich auch ein Jäger war, so haben auch diese ihre Stunden, in denen sie ihre Büchse verfluchen und ausbrechen möchten aus ihrer Zeit.

Auch damals gibt es Feste, aber sie sind nicht mehr so

schön wie zu meiner Kinderzeit, wo das Haus drei Tage lang mit Gästen erfüllt ist, wo gesungen und getanzt wird und ich in einem kleinen Nebenzimmer den großen Leierkasten drehe, dessen braune durchlöcherte Spielbänder so geheimnisvoll und tönen über die Walzen laufen. Sie sind lauter und bunter, die Feste dieses Jahres, aber sie erfüllen mit der Wehmuth eines unvollkommenen Glückes. Wir fahren zur Morawa, am Crutinnenfluß, viele Wagen, und wenn wir kommen, spielt die Kapelle: «Ich schieß' den Hirsch im wilden Forst...» Auf dem Bretterboden des Pavillons wird getanzt, indes die Fischadler hoch über den Seen kreisen, und am Abend fahren wir in vielen Booten stromab in das Dorf. Mein Onkel, der «Graf», schickt Raketen unter die Sterne, und die Mädchen singen vielstimmig die alten Lieder unsrer Landschaft.

Auch ich bin da, und manchmal lache und tanze ich auch, aber meine Seele ist weit fort. Sie ist mit der großen Sehnsucht des Wanderers erfüllt, der einmal einfahrt, aber der wieder weiter muß, weil etwas auf ihn wartet, das er nicht kennt, aber das da sein muß: ein Gedicht, herrlicher als alle der Welt, oder ein Mädchenantlitz, so mit Süße und Schweigen angefüllt wie eine Blume am Sommerabend. Und wenn wir heimfahren, tue ich, als schließe ich, um nicht sprechen zu müssen, und am Fenster der Oberstube stehe ich noch lange und sehe, wie der Mond über die Nebel steigt, und ich weiß nun, was der schöne Vers bedeutet: «Das Herz mir im Leib entbrennte...»

Nicht oft in meinem Leben war ich so in Gefahr wie damals, dicht am Tode, am Ekstatischen, am Sichverließen in ein schwermüdiges Haus der Träume, Wünsche und Tatlosigkeit. Aber am nächsten Morgen ging die Sonne auf wie sonst, die Wälder riefen und das Metall der Flintenläufe lag kühl undfordernd unter der ruhigen Hand. Es gibt träumende Jäger und schwermüttige Jäger, aber kein Stand hat es wie der ihre in der Hand, mit dem Donner des Schusses das schweigende Haus zu wecken und Träume und Tränen aus den Augen zu wischen, damit die lebendige Welt sich wieder in ihnen spiegele.

Sch nahm nun heimlich die Müze ab, wenn ich aus den Wäldern fuhr, um wieder in die Stadt zu kehren. Ich wußte, was ich ihnen zu danken hatte. Die Zeit war noch nicht gekommen, in der ich ihnen ein Denkmal hätte setzen können, und so hatte ich nichts als diese kindliche Gebärde. Mein Vater sagte nichts. Wir sprachen nicht viel auf solchen Abschiedsfahrten. Vielleicht sah er mich von der Seite an, und wenn er es auch nicht verstand, so achtete er doch, was ich tat.

Und dann sah ich ihn wieder heimfahren, und der Staub stand hinter dem Wagen auf. Und jedesmal schien es mir, als sei er müder und älter geworden und als würde der Wald nun viel zu tun haben, um auch ihn in der Einsamkeit zu trösten, in die er nun fuhr.

Die zweite Stufe

Es ist wohl so, daß durch die Jahre unsres Lebens das Blut nicht gleichmäßig strömt. Zwar weiß ich nicht, ob die siebenjährigen «Gezeiten» mehr sind als eine Hypothese, obwohl mir das manchmal so scheinen will, aber ich weiß, daß viele Abschnitte meines Lebens, auch in der Entwicklungszeit, stille Zeiten gewesen sind, in denen die Lebenskraft ausgeruht hat, und daß sie dann unterbrochen wurden von Monaten und Jahren, in denen ich auf eine verzehrende Weise gedacht, gearbeitet und gelebt habe. Menschen, Bücher und Pläne stürzen dann mit einer unwiderrstehlichen Macht in das eigene Leben wie in einen luftverdünnten Raum, und es gilt dann, die Zügel festzuhalten, damit der Wagen des Schicksals nicht von dem Wege abkomme, den zu verlassen wohl verloßend aber niemals gut ist.

Unter den vergangenen Jahren nun ist das letzte Schul-

jahr in meiner Erinnerung eines dieser besonderen und stürmischen Jahre. Ich habe in dem vorausgegangenen Abschnitt nur die Seiten der Heilung dargestellt und somit vorausgenommen. Und es bleibt mir die sehr viel schwerere Aufgabe, nun erst von dem zu Heilenden hier zu sprechen.

Ich habe erzählt, daß ich in dieser Zeit die ersten Verse zu schreiben begann, an die sich Erzählungen und dramatische Versuche schlossen. Aber ich habe versäumt, die «Atmosphäre» zu schildern, aus der sie sich, kümmerlich genug in ihrer Unselbständigkeit, unsicher erhoben. Daß das «von einer Empfindung volle Herz» nach Ausdruck verlangte, wird man aus der Schilderung der ersten Liebe verstehen. Denn es ist ja die gnädige Zeit, in der jeder von uns, auch der nüchternste, zum Dichter wird. Aber wie es diesen Ausdruck findet, hängt ja nicht nur von der Tiefe des Gefühls ab, sondern auch von dem geistigen Raum, in dem das Gefühl uns trifft. Da ja glücklicherweise nicht alle Seiten von «Originalgenies» erfüllt sind.

Ein solches war ich nun ohne Zweifel nicht. Die Art und Weise unserer deutschen Stunden und die Beschaffenheit unsres Lehrers brachten es mit sich, daß ich in diesen beiden letzten Schuljahren las, was ich nur erreichen konnte. Und da ich damals in einem bedrohlichen Tempo mich meiner Weltschmerzperiode näherte, so ist es nicht verwunderlich, daß in dem Reich der Lyrik Lenau und Heine die beherrschenden Götterbilder für mich waren.

Sch kann nicht mehr mit Sicherheit entscheiden, ob sie das waren, weil ich am «Weltenschmerz» litt, oder ob ich daran zu leiden begann, weil ich ihnen verfiel. Aber das erstere ist wahrscheinlicher, weil zur damaligen Zeit der Weltenschmerz eine Entwicklungsperiode war, der sich mit aller Leidenschaft hinzugeben für einen jungen Menschen von «geistiger Haltung» eine selbstverständliche Pflicht des Anstandes war. Und so wird es wohl nötig sein, von dieser Grundhaltung zuerst zu sprechen.

Es mag wohl ein tiefsinniges Lebensgesetz sein, daß Zeiten der Macht, der Sicherheit und des Besitzes sich in der Jugend auf eine andere Weise spiegeln, als müßte eine bestimmte Menge des Schmerzes in jeder Generation erhalten bleiben und als werde sie dann in die jungen Herzen gelegt, wenn die Alten sich ihr verschließen. Es ist, als ob im weisen Haushalt der Natur eine leise Warnung sich damit ausspreche, als wisse sie, daß auf die Zeiten des Glanzes solche der Not folgen, und als hätte sie uns schon leise darauf vorbereiten wollen, daß wir ja dazu aussehen waren, das schwerste Kreuz in der Geschichte unsres Volkes zu tragen.

Nun bin ich ja der Meinung, daß der Weltenschmerz jeder Jugend so zugehören sollte wie die Kinderkrankheiten. So lange wenigstens, wie wir in einer unvollkommenen Welt leben. Denn da die Jugend diejenige Zeit ist, in der auf eine unbedingte und gänzlich kompromißlose Weise das Vollkommene gefordert wird, an Gerechtigkeit, an Frei-

heit, an Wahrhaftigkeit, so muß in unvollkommenen Zei-
ten aus dem Mißverhältnis zwischen Wollen und Errei-
chen das Gefühl eines hoffnungslosen und allgemeinen
Schmerzes, eben des Weltschmerzes für die Jugend sich
ergeben. Und es ist vielleicht ein Zeichen übersteigerten
und überhöhten Lebens, wenn einer Jugend dies Gefühl
fremd bleibt und nach den Gesetzen des Daseins ein Vor-
zeichen, daß der so versäumte und gleichsam unterschla-
gene Schmerz einmal wird nachgeholt werden müssen.
Weil wir ja dem Willen der Natur niemals entfliehen
können und an unsren späten Kreuzwegen dann eben der
Knopfgießer auftauchen wird, dem wir in der Jugend so
listig oder blind auszuweichen versuchten.

Und dazu kommt eine zweite Gesetzlichkeit: daß die
Jugend nicht nur an der älteren Generation und der Welt
sondern auch an sich auf eine schmerzhafte Weise leiden
muß. Und so wie Trilljam in dem Gasthaus des Wild-
diebsdorfes mich aufforderte, nach den Pferden zu sehen,
wenn er eine Geschichte «für die Großen» erzählen wollte,
so ist es uns allen in der Jugend ja so ergangen, daß wir
hinausgeschickt wurden, um «nach den Sternen» zu sehen,
wenn die Großen die Ordnung der Welt unter sich fest-
setzen wollten. Wir schwelten zwischen den Generatio-
nen, keine Kinder mehr und noch keine Erwachsenen. Man
nahm uns nicht ernst, man rechnete uns nicht für voll.
Und da wir fühlten, daß wir in so mancher Hinsicht eben-
so ernst zu nehmen waren wie die Großen, so ergab sich

eben daraus nicht nur die natürliche Erbitterung gegen unsre «Unterdrücker», sondern auch, aus der Erkenntnis dieses ungleichen Kampfes, das Gefühl eines allgemeinen Leidens an der Welt und am Leben.

Daß die «Bildung» ein gefährliches Gut ist, habe ich früh erkannt, das heißtt, daß sie oft mit der einen Hand nimmt, was sie mit der andern gibt. Zuerst ist es wohl so, daß die kindliche und ganz naive Gläubigkeit zu wan-ken beginnt und leise zerfällt. Ich weiß nicht mehr, wel-chen Kräften ich zuschreiben soll, daß ich aufhörte, in Gott zu ruhen wie etwa in der Welt meines Waldes. Es wird wohl so gewesen sein, daß ich auf allen Gebieten des Le-bens einmal der Gestalt des «Jule» begegnete, und begann ich einmal zu zweifeln und das Bisherige seines kindlichen Schimmers entkleidet zu sehen, so kam es wohl von selbst, daß ich mich an diesem Zweifel und dieser Entkleidung zu berauschen begann, und über die Stufe der Skepsis stol-perte ich schnell und unaufhaltsam in die Arme der Ver-neinung. Der Radikalismus des Bösen gehörte meiner Entwicklung ebenso zu wie der des Guten.

Es ist also nur natürlich, daß Schopenhauer in jenen Jahren auf eine entscheidende Weise unsre Weltanschau-ung formte. Hier fanden wir alles, was unsrer Seele ge-mäß war: Erbarmungslosigkeit der Betrachtung, Ent-blözung aller Phrase, Verachtung des Weibes, der Phi-lister, des Herkömmlichen, Heiligung des Leidens und schließlich die düstere Sehnsucht, diesem allem zu entgehen

und eine Welt aufhören zu lassen, die neu zu schaffen uns auf keine Weise gelingen wollte. Und wenn wir mit düsterer Verachtung die Fäden «Ideale» unserer Lehrer ablehnten, so hatten wir dazu den Vor teil, uns auf jemanden berufen zu können, dessen Name als der eines Großen unerschütterlich in der Geschichte des Geistes stand.

Erst später gewann dieses Weltbild eine heilvolle oder auch unheilvolle Umwandlung und Ergänzung durch das Bild des «Übermenschen», das sich vermöge seiner glanzvolleren und poetischen Darstellung noch leichter auf unseren Altären niederlassen konnte als das Nirwana-Bild Schopenhauers. Und wie herrlich ließ es sich in der absoluten Verachtung des Herdenmenschen leben, des Staates, des Christentums, und wie großartig war es, sich vorzustellen, daß uns versprochen und verheißen war, mit der Peitsche zum Weiße zu gehen und so alle Schmerzen zu vergelten, die dieses dunkle und unbeständige Geschlecht uns bereitet hatte!

Und doch darf ich, noch unter dem Schatten dieser beiden großen Namen, nicht zu bekennen unterlassen, daß mehr als sie beide derjenige Name damals auf uns eingewirkt hat, den als Philosophen neben ihnen zu nennen eine Versündigung sein würde, wie rein auch sein menschliches Bild und wie groß auch sein Gelehrtenbild gewesen sein mag: der Name Haedels. Damals erschienen in billigen Volksausgaben zwei entscheidende und für uns verhängnisvolle Bücher, «Der alte und der neue Glaube»

von David Friedrich Strauß und die «Welträtsel» von Haeckel. Und es ist keine Übertreibung, wenn ich sage, daß für viele von uns dieses letzte Buch an die Stelle der Bibel rückte. Alle Popularphilosophie hat etwas Gefährliches und sogar Gewöhnliches an sich. Sie ist eine ihres Adels entkleidete Wissenschaft, deren Adel eben darin besteht, daß sie sich an den reinen Geist wendet, also an eine Auslese der Menschen. Jene aber war auf die Masse berechnet, also auf den dumpfsten Begriff der Menschheit. Sie zählte auf Instinkte, die nur dort noch vorhanden waren, arbeitete mit Folgerungen, Schlüssen und Beweisen, die Hing und Kunz und eben nur diesen einleuchteten, und ging scheu und verschlagen an dem reinen Feuer vorüber, weil dieses nur von reinen Augen erkannt und ertragen werden konnte. Das Jahrhundert der Naturwissenschaften, in das wir hineingeboren waren, so groß und bewundernswert in seinen Versuchen, die Gestalt des Erdgeistes zu beschwören, profitierte sich in diesem bekanntesten und berüchtigtesten seiner Werke auf eine verhängnisvolle Weise, indem nun für jeden von uns die Göttin der Wissenschaft an jeder Straßenecke häufiglich zu haben schien, während sich doch hinter der dünnen Schminke ihres Gesichtes nur die gewöhnlichen Züge des nackten Materialismus und einer frechen Gottesleugnung verbargen, die uns in den Stand setzten, mit billigen Wißen wie dem vom «gasförmigen Wirbeltier» sich von allem Heiligen und Pietätvollen zu entblößen,

das wir doch von Kindesbeinen an noch wider Willen im Blute trugen.

Es ist nicht verwunderlich, daß in den so bereiteten Raum die damaligen Erschütterungen der Weltliteratur mit einer ungeheuren Gewalt einbrachen und daß etwa Dostojewskij, Strindberg oder Zola uns als die Offenbarungen einer neuen Apokalypse erschienenen. Ich bedauere das nicht, und wenn heute auch der Stern Dostojewskis an meinem Himmel immer blasser scheint und dafür der Tolstojs immer leuchtender aufsteigt; wenn in der skandinavischen Dichtung ganz andere Gesichter sich vor das dämonische Strindbergs schieben und mir etwa vor einem Bande Balzac ganze Romanreihen Zolas verschwinden, so weiß ich dabei sehr wohl, daß eine natürliche Reifung der Natur sich darin ausspricht, und daß es sehr töricht sein würde, unsre Jugend zu verachten, nur, weil sie gern unreife Äpfel aß.

Auch lebten wir ja noch in den Zeiten glücklicher Aufgeschlossenheit, in denen wir Raabe und Dickens mit derselben Unbrunst in uns aufnahmen wie jene erbarmungslosen Gezicer der Menschenseele, und neben der düsteren Gestalt des Raskolnikow stand mit derselben Bedeutung für unsre Entwicklung die des grünen Heinrich. Und wenn uns auch mancher Name getäuscht hat, so hat uns doch kein Dogma beschränkt. Wir hatten das Glück, keine Weltanschauung zu haben, was in diesem Alter immer nur eine angelesene oder eine angeredete sein kann, son-

dern nach einer solchen zu suchen, und es schadet nichts, daß viele von uns sehr spät und manche noch heute nicht damit fertig geworden sind. Ich aber verdanke dieser Erziehung nicht nur meine Verehrung vor vielen großen Toten und Lebenden im Reich der Kunst, sondern auch diejenige «Duldung» der Meinung und des Herzens, die für mich zu den kostbarsten Besitztümern eines Menschen und eines Volkes gehört und die Goethe als ein großes Beispiel mit dem Begriff der Humanität vor uns aufgerichtet hat.

Auch darüber wird man sich nun nicht wundern, daß wir in jener Zeit des Sturmes und Dranges im Politischen glühende Sozialisten waren als ein wirres und querköpfiges Geschlecht, zu Widerspruch und Leugnung immer bereit. Aber auch dafür lagen die Gründe nicht in uns allein, sondern auch in unsrer Zeit. Wir hatten früher als manche Erwachsene das Hohle und Fassadenhafte der letzten Kaiserzeit erkannt, nur mit dem Unterschied, daß wir nicht erst dreißig Jahre später unsre Meinung zu sagen wagten, sondern daß wir sie damals schon zur Schau trugen und sie mit der Schroffheit äußerten, die das Vorrecht jener glücklichen und tapferen Jahre ist.

Die Sehnsucht, zu verehren, war eines der tiefsten Geschenke, das die Natur auch uns verliehen hatte, und wenn auch Irrtum und Überschätzung des Idealbildes der Wirklichkeit nicht immer gerecht wurden, so lag in dieser Sehnsucht doch eine unsrer edelsten Kräfte einge-

schlossen: der Trieb, aus dem Staub des Weges immer wieder aufzustehen und die Arme zu den Sternen aufzuhaben, die immer gleich fern und unerreichbar erschienen. Aber das Entscheidende an dieser Sehnsucht, zu verehren, war, daß sie eine freiwillige Sehnsucht war, indem sie das Bild des zu Verehrenden selbst aussuchen wollte, und daß sie in Mißtrauen, Ablehnung und Verachtung umschlug, wenn sie zu einer Verehrung gezwungen werden sollte.

Dies aber war der Fall, indem die damalige Zeit mit einem spät gefadelten Byzantinismus eine Gestalt über die Menge des Volkes, ja der Völker erhob, die wie die des letzten Kaisers neben vielen bestehenden Bürgen doch so viel Kleines, Verworrenes, Dilettantisches und Verhängnisvolles enthielt, daß wir uns weigern mußten, in ihr das Götterbild zu erblicken, das die Zeitungsschreiber von ihr entwarfen. Und wir konnten ja auch schon früh erfahren, daß aufrechte Männer unsrer Zeit nicht den Weg zu Macht und Ehre aufstiegen, sondern im Schatten der kaiserlichen Ungnade ein stilles wenn auch ein stolzes Leben zu beschließen hatten.

So war es kein Wunder, daß wir, als geborene Revolutionäre, uns zur «Opposition» schlügen. Und da Politik als solche unsrer Generation völlig fremd war, so bestand diese Opposition eben nur in einer grundsätzlichen Haltung und in theoretischen Erörterungen, wie das Gebäude des Staates und der Bau der Menschheit von

Grund auf anders zu bauen wären. Und daß es dabei ohne einige Sintfluten nicht abgehen durfte, wird niemanden verwundern, der sich seiner eigenen Jugend noch ein wenig erinnert.

So ging ich also mit einer bedenklichen Summe von Verneinung, Leugnung und Verachtung dem Ende meiner Schulzeit entgegen. Ich sonderte mich von meinen Gefährten als ein einsamer Revolutionär ab, und wie ein solcher lief ich viele Stunden mit finster gefalteter Stirn durch einsame Straßen und vor die Tore der Stadt. Ich war mir dessen bewußt, daß ich meine Hand an der Achse der Welt hielt, und ich begann meine Revolution damit, daß ich alles abschätzte, was überhaupt abzusezzen war: den lieben Gott, Christus, die Kirche, den Kaiser, den Staat, die Eltern, die Lehrer, die Frauen. Es blieb nicht viel mehr übrig als ich selbst, und die Welt war mir damals auf eine wunderbar einfache und klare Weise eingeteilt: sie bestand nämlich nur aus mir und aus Idioten.

Man wird zugeben, daß eine einfachere Teilung dieses verworrenen und vielfältigen Weltbildes nicht gut möglich ist, und man wird verstehen, daß ich mit dem mir zugesunkenen oder zugeschriebenen Teil sehr zufrieden war. Ich habe später, in nicht so klaren Zeiten, noch oft versucht, wieder eine so einfache Scheidung der Welt für mich zu erreichen. Aber es ist mir niemals mehr gelungen, und ich kann nicht genau sagen, woran es gelegen hat.

Doch sorgte die Weisheit der Natur dafür, daß ich auch diese großartige Einsamkeit meiner weltumstürzenden Stellung zu bezahlen hatte. Erstens fror ich auf diesen langen Wanderungen in einem für Dauerrevolutions ungeeigneten Klima sehr erheblich, und dann begann meine gewollte Einsamkeit doch mit der Zeit etwas drückend zu werden. Besonders nachdem ich alles «abgesezt» hatte und die Neuordnung der Welt doch nicht so schnell ging wie ihre vorausgegangene Vernichtung. Zwar tröstete es mich ein wenig, wenn Lehrer oder Mitschüler mich auf diesen Wegen trafen und mich achtungsvoll von der Seite betrachteten, aber Eitelkeit ist auf die Dauer eine kärgliche Speise, und so kehrte ich langsam, immer noch wie ein schwer Träumender, zu den Wegen der Menschen zurück.

Auch besaß ich ja in der Fähigkeit, «zu sagen, wie ich leide», einen unverlierbaren Trost für alle Schmerzen meines damaligen Lebens. «Schilf»- und Bagabundenlieder entströmten reichlich und gehorsam meiner Feder, und nachdem die Werke Jacobsens mich auf eine bis heute nachreichende Weise erschüttert hatten, begann ich auch die ersten Novellen zu schreiben. Von allem diesem ist nichts mehr erhalten, und auch wenn ich es besäße, würde ich nichts davon hier veröffentlichen, weil das, was wir einmal mit heiliger Hingabe gesagt oder geschrieben haben, nicht dazu da ist, einem auch noch so milden Spott ausgesetzt zu werden. Manche dieser Ver-

suche brachte ich zu «Freundchen», und ich werde immer dankbar der gütigen Nachsicht gedenken, mit der er sie beurteilte und die die weise Mitte zwischen notwendiger Härte und vorsichtig tröstender Unerkennung hielt.

Auch hat eine glückliche Fügung damals dafür gesorgt, daß ich nicht im rein «Ästhetischen» früh erstarrte und verdarb. Einer unsrer Mitschüler, der schon ein paar Jahre in einem Beruf gewesen war und an Alter und Erfahrung uns weit voraus war, begann damals, eine neue Welt für uns und unsre ganze Provinz aufzuschließen, die des Sports, und zwar in der Form der Leichtathletik. Und da wir wohl fühlten, welch ein heilsames Gegen- gewicht diese Ausbildung für unser nur geistiges Leben war, so stürzten wir uns mit Begeisterung in eine Tätigkeit, die von der Schule und der Öffentlichkeit noch mit Misstrauen betrachtet wurde und die uns schon deshalb als ein zu Unrecht unterschlagenes Gut erschien.

Eine zweite wenn auch bedenklichere Ergänzung unsres geistigen Lebens fanden wir schließlich auch in unsren «Kneipabenden», die wir mit der Unterprima zusammen alle zwei Wochen in einer abgelegenen Wirtschaft veranstalteten. Sie pflegten mit einem strengen studentischen Komment zu beginnen und sich dann allmählich in eine fröhliche Betrunkenheit aufzulösen, aber sie waren weder in ihren «Bierreden» noch in ihren Spottversen ohne Geist, und sie waren ein zwar primitiver aber doch herzlicher Ausdruck unsres Kameradschaftslebens.

Wir waren ein sehr begabter «Jahrgang», im Menschlichen ohne allzu dunkle Flecken, und ich glaube, daß unsre Schule stolz auf uns war und uns ungern scheiden sah. Viele Lebensbahnen jenes Jahres hat der Krieg abgeschnitten. Er hat weder die Besten noch die Schlechtesten getroffen, sondern seine Würfel mit geschlossenen Augen geworfen. Die Überlebenden aber sind aufwärts oder abwärts geführt worden, und niemand hätte damals voraussagen können, welches Los ihnen zufallen würde.

Von dem «Eisernen» habe ich erzählt, daß er als ein still gewordener Mensch in einer kleinen Stadt sitzt, mit der Weisheit gesegnet, die ihn unter der Stille nicht leidet läßt. «Hermann der Unbestechliche» lebt oder modert als Sovjetkommissar in einem der deutschen Bezirke an der Wolga, und auch ihm wird Gott wohl ein gnädiger Richter sein. Dieser hat die Lorbeeren eines Heldentenors nicht ganz erreicht, aber am Allzumenschlichen dieses Berufes wohl seinen Anteil genommen. Und jener ist mit einer eisernen Beharrlichkeit vom Sohn eines Tischlers zum Gesandten aufgestiegen und mit der Änderung der Staatsform wieder in das Dunkel herabgesunken. Ein paar andere fristen als Studienräte ihr Dasein. Ein paar Juristen blicken von der Höhe des Oberregierungsrates verbindlich lächelnd auf die Niederungen der Welt herab. Unser Sportlehrer ist Farmer auf Borneo gewesen und hat dann, alles Besitzes durch den Krieg beraubt, mit der gleichen Tapferkeit wie früher ein neues Leben in der Hei-

mat aufgebaut. Und ein paar andre schließlich haben «nur der Glück noch Stern» gehabt und sind verdorben und gestorben. Auch von den Lehrern unsres letztes Jahres lebt keiner mehr. Sie haben das Beste an uns getan, was ihnen möglich war, und ich denke ihrer mit der gleichen Dankbarkeit, die ich allen schulde, die versucht haben, den Weg meines Schicksals nach bestem Willen zu lenken. Daß unser Schicksal sich allen helfenden Händen einmal zu entziehen pflegt, um dem eignen dunklen Gesetz zu folgen, mindert nichts an ihrem Ruhme, und allen unsren Helfern bleibt ein Teil an dem Besten, das wir besitzen: dem guten Willen, dieses dunkle Gesetz mit unsren Händen ein wenig zu lenken, damit es die Erfüllung finde, die wir als Bestimmung unsrer Natur in hellen Stunden zu ahnen vermögen.

An einem Februarstag bestanden wir alle die Reifeprüfung. Es wurde ein Gebet gesprochen, und der Oberregierungsrat hielt eine Ansprache, an deren Schluß er die Namen derjenigen verlas, die von der mündlichen Prüfung befreit wurden. Auch der meinige befand sich darunter. Ich trug meinen in den Nächten ausgelassenen Einsegnungsrock und setzte einen roten Stürmer auf, wie sie in meiner Heimatprovinz zu diesem Tage üblich sind. Ich war ein bißchen stolz und ein bißchen traurig, wie an allen wichtigen Tagen meines Lebens. Ich schickte ein Telegramm nach Hause, und am Abend führte mein Onkel mich in die «Wolfschlucht», wo ich nach seinem guten

Willen viel mehr Rotwein trinken mußte, als mir bekommen konnte. Ich mußte meinen Heimweg auf sehr unsicherem Füßen antreten, und kurz vor meiner Pension fiel ich in eine Baugrube, aus der ich mich in etwas beschädigtem Zustand wieder herausarbeitete. Ich war zornig, daß ich wider Willen diesen Tag so hatte abschließen müssen, wie es meinem Inneren nicht entsprach. Ich war traurig, daß das Ersehnte eines Lebensabschnittes erreicht war, aber ich besaß auch schon damals die glückliche Fähigkeit, mich über Zorn und Trauer ein wenig lustig zu machen. Und meine frühe Neigung zu symbolischer Betrachtung meiner Lebensvorgänge tröstete mich mit der Erinnerung, daß ja auch Joseph in eine Grube geworfen werden sollte und trotzdem sich über seine Brüder erhoben hatte und der Statthalter eines Landes geworden war.

Ich kehrte in meine Wälder zurück, und auf allen Förstereien wurde der junge «Student» gefeiert. Auf einem dieser Feste traf ich die Erzieherin eines befreundeten Hauses, eine Frau, die viel älter war als ich, die Verse schrieb und Beethoven spielte, und die in meiner jungen und scheuen Liebe noch einmal den Abendglanz eines einsamen Lebens dankbar erblicken möchte. Dreizehn Jahre später habe ich, von der französischen Front heimkehrend, noch einmal an ihrem Krankenbett gesessen. Dann ist sie aus meinem Leben verschwunden, ohne daß ich von ihrem Schicksal hätte etwas erfahren können. Auch sie hat mir

die Erfüllung meiner Liebe versagt, in weiser Voraussicht aller kommenden Schmerzen wahrscheinlich, aber auch hier wohl ist die Sehnsucht mir zum Segen geworden.

Vor meinen Augen steht das Bild unsres Abschieds, bevor ich die Heimat verlasse, um Student zu werden: eine uralte Kiefer auf den Feldern vor unserem Wald. Ein Frühlingsregen, der still und schwer auf die Erde rauscht, und ihre Gestalt, die durch den grauen Regen über die Felder geht, immer weiter von mir fort. In meinem Herzen ist alles versammelt, was mein Leben ausmacht: Wald und Erde und der Geruch der Felder, schmerzliche Liebe, die die Seele erfüllt, und ein Vers, der sich auf den Lippen formt, um alles dies zu sagen.

Dann kehre ich langsam heim, durch den dämmrunden Wald, der im Regen rauscht. Tränen verdunkeln meinen Blick. Die Sehnsucht zerreißt mein Herz. Aber schon hebt sich wie ein stiller Glanz das Gedicht über meinen Weg, das alle Schmerzen lindert, ja, das die wahre Frucht dieser Schmerzen ist. Und andere Schmerzen werden folgen und andre Gedichte aus ihnen. Die Ahnung der Zukunft steigt vor mir auf, die sich dem Leid verschreibt, um aus seiner Bitterkeit die Süße der Ernte zu gewinnen.

Die erste Jugend ist zu Ende.

Das Leben beginnt.

Zum Abschied

Vor drei Jahren habe ich mein Vaterhaus wieder-gesehen, nach fünfundzwanzig Jahren. So lange Zeit hatte ich mich gefürchtet, mein Leben an seinen Anfang zurückzutragen und den kleinen Kreis des Ursprungs noch einmal auszuschreiten. Aber nun wollte ich weit fort von meiner Heimat, bis in das Alpenvorland, und das Tor zumachen hinter einem lauten Weg. Und da wollte ich sie noch einmal sehen, die Stille meines Anfangs, um das Bild mit hinüberzunehmen und es aufzustellen über einem fremden Herd.

Aber nun war es vielleicht doch nicht gut. Ich kam aus einer großen Stadt, aus vielen Städten. Ich hatte vor-gelesen, es waren viele Menschen um mich gewesen, Lob, Tadel, Fragen, Schicksale. Und nun hatte ich eine Nacht in der Heimat geschlafen, in einem kleinen Haus am Gruf-tinnenfluß. Auf dem kleinen Friedhof hinter dem Garten-

zaun schließen meine Großeltern, und vor mir lag die weite Krümmung des Flusses, und hinter ihr lagen die weiten Wälder. Und alles war grau und winterlich und still, so totenstill. Und ich sah nun, daß es ein Geseß war, nach dem ich angestreten und weitergegangen war, und es schauerte mich ein wenig vor der Größe und der Schwermut dieses Geseßes.

Um nächsten Morgen machte ich meinen Wagen fertig und fuhr in die Wälder. Nebel hing um die hohen Tannen. Kein Vogel sang, keine Blume blühte.

Sch fand die Stelle, an der ich meinen ersten Adler geschossen hatte. Der Hochwald war fort, fremde Schönungen sahen mich an. Ich wußte nicht, wer sie gepflanzt hatte. Die Sonne kam über die Wipfel und beleuchtete ein fremdes Land. Was unwandelbar erschienen war, hatte sich gewandelt. Das Paradies, hatte ich geglaubt, könne sich nicht wandeln. An derselben Stelle müßten die Rehe stehen, unter demselben Baum müßte Gottvater ruhen. Hatte ich bedacht, daß ich selbst als ein anderer wiederkam?

Je näher ich meinem Vaterhause kam, desto fremder wurde die Welt. Hier trug ich jeden Busch in meiner Seele, hier konnte ich die Augen schließen und sagen: «So muß es hier sein.» Aber es war nicht so. Alles Kleine der Kinderzeit war groß, erschreckend groß geworden, alles Große war fort. Auch hier war Geburt und Tod gewesen, aber ich hatte weder an den Wiegen noch an den

Särgen gestanden. Ich stieg aus dem Wagen, um die Erde an meinen Sohlen zu spüren, ich blieb zwischen den Kiefern stehen und lauschte. Ich wußte, wie es gerauscht hatte zu meiner Kinderzeit, in den unvergesslich großen Bögen der stillen Melodie, hinunter bis in die letzten Wurzeln meines jungen Lebensbaumes. Es rauschte auch jetzt, von Wipfel zu Wipfel, groß, gelassen und fern, aber es streifte mich wie ein fremder Mantel. Es hob sich auf wie von einem Irrtum und ging davon. Es ließ mich außer sich. Es war, als hätte es mich enterbt.

Und dann sah ich das Haus. Das erste war die Lanzenhecke am Weg mit den Ahornbäumen. Ich sah sie, aber sie war nicht da. Mein Vater hatte sie gepflanzt, und man hatte sie aus seinem Leben geschnitten, als sei er schon tot. Dort hatten die Hasen zur Winterszeit gelegen, und immer war ein leises Rauschen in dem Dunkel der Zweige gewesen, und die ersten Gestalten einer kindlichen Dichtung hatten dort gewohnt, im grünen Dämmerlicht, das immer über dem schmalen Wege stand.

Und da wußte ich, daß auch das andre so sein würde, alles andre. Es war eine freundliche Frau, die mich empfing, aber in ihrer Freundlichkeit lag die Sicherheit des Besitzes und die gütige Nachsicht für die Seltsamkeit eines Sonderlings. Die Oberstube? Nein, die Oberstube sei leider nicht mehr da. Es sei angebaut worden, und da habe sie leider verschwinden müssen. Aber ich könne ruhig hinaufgehen. Nein, das wollte ich nun nicht mehr. Auch

in einem Totenhaus geht man nicht umher, um Hausrat und Aussicht anzusehen. Und dieses war doch ein Totenhaus. Meine Kindheit lag dort aufgebahrt, ohne Anspruch und Feierlichkeit, und man hatte vergessen, ihr die Augen zuzudrücken, so daß sie mich ansah, wohin ich auch immer ging. Ich ging sehr leise, wie es sich gehörte, sehr scheu und so schnell, wie es erlaubt ist in einem Totenhaus.

Ich ging auch in den Gärten, wo die hohen Tannen gerauscht hatten, und wo ich mit meinem Kranich geschlafen hatte, sein Herz an meinem Herzen. Die Tannen waren nicht mehr da. Sie seien frank gewesen, hatte die Frau gesagt, und sie hätten auch zuviel Schatten geworfen. Auch die Kirschbäume waren fort und der alte Apfelbaum mit grünem Moos auf seinem gekrümmten Stamm. Nur die Esche am Giebel stand da, die mein Vater gepflanzt hatte, und ihr grauer Gipfel reichte hoch über das Dach.

Eine Weile stand ich da, in meiner bitteren Verlorenheit, und starrte hinaus, nach dem Kreis der Wälder, der dies alles umschloß. Wie aus einer Schale tropften die Jahre des Gewesenen in mich hinein, alle Bitterkeit und alle Süße eines Kinderlebens, und plötzlich war mir, als sei mein Haar grau, als rühe die Hand der Geschlechter mich an, mit einer leisen Mahnung, daß das Unsterbliche in der Kette liege und nicht in ihren Gliedern.

Da wendete ich den Wagen auf dem schmalen Hofe und fuhr davon. Und noch als er aus dem grauen Tor

rollte, fiel mir ein, daß ich nun in einem glänzenden Wagen den Weg heraufgekommen sei, den ich so oft barfuß als Kind heruntergelaufen war, um die Kühle zu hüten oder den Frühstückskorb auf das Feld zu tragen. Es hätte ein Trost und vielleicht sogar ein Stolz in diesem Gedanken liegen können, aber ich war weit von allem Stolz entfernt. Sehr demütig fuhr ich nun aus meinem Kinderland. «Fremd ist dir alles geworden», dachte ich, «aber vielleicht ist dieses alles hier geblieben wie am ersten Tag, und nur du selbst bist als ein Fremder eingefehrt in ein stilles, wartendes Haus. In einem großen Wagen bist du angekommen, so wie es in den Märchen steht, aber alle diese Dinge deiner Kindheit wollten das nicht. Sie wollten, daß du die Schuhe auszögtest an der Schwelle eines heiligen Landes und wiederkehrtest, wie du einst gegangen warst: barfuß, demütig und arm.»

Und ich sah mich um in der schweigenden Runde, ob nicht ein Trost geblieben sei, an dem ich mich aufrichten könnte in meiner Verlassenheit. Und da, in diesem Augenblick, sah ich sie. Auf einem Heidekrauthügel, unweit des Weges. Weiß und schmal stieg ihr Stamm in die Höhe, und ein rötlches Licht hing über der schmalen Krone.

Ich legte die Hände um ihren kühlen Schaft und sah zu ihr empor. Es war mein Eigentum, meines allein, denn ich hatte sie gepflanzt, am Tag vor Pfingsten, als ich sechs Jahre gewesen war. Niemand war bei mir gewe-

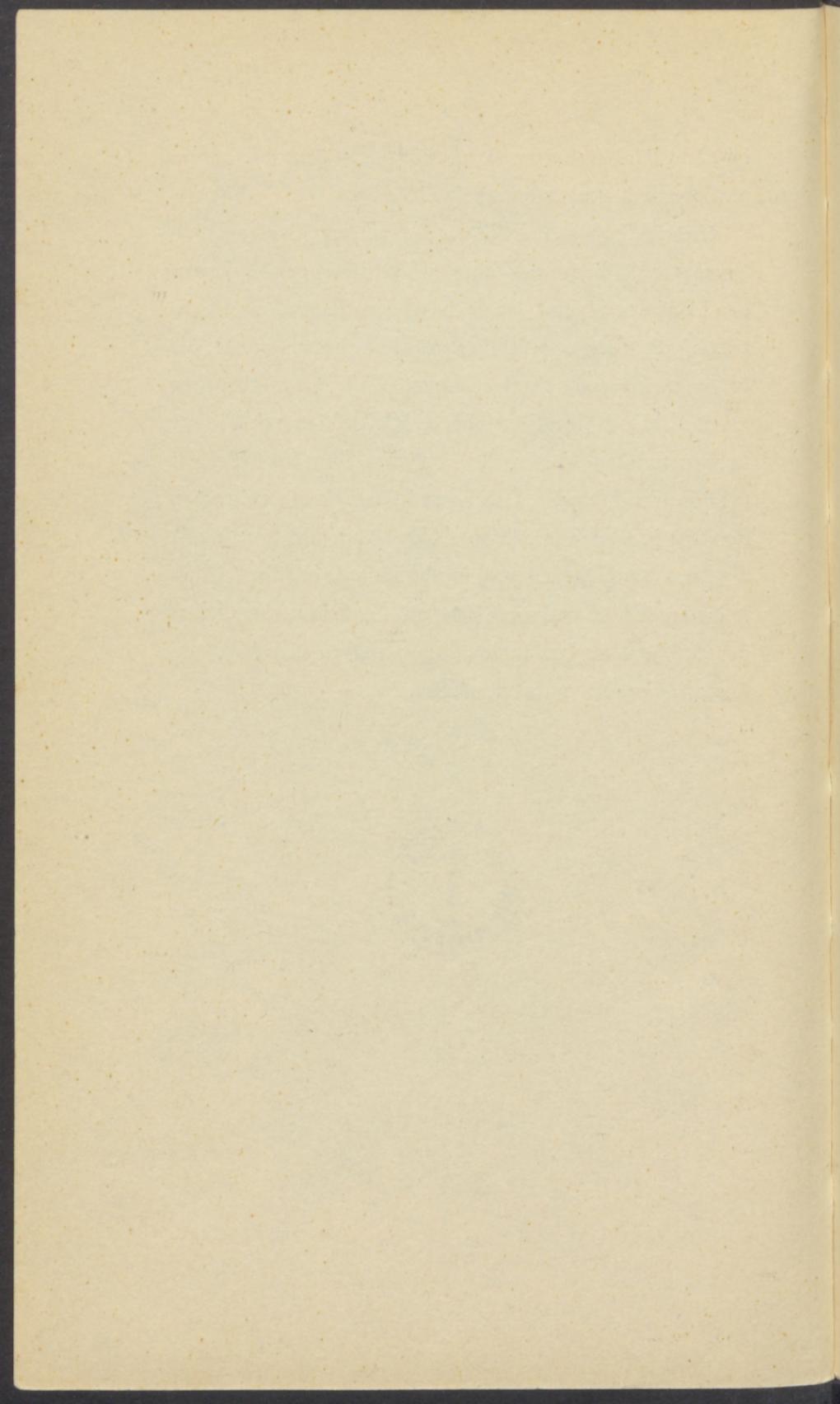
sen als Tante Veronika, die immer da war, wenn ein Wunder geschah, die Stimmen hörte und Gespenster sah, deren Hand den Himmel öffnen konnte und deren leise Stimme bis zu den Toten drang. «Eine Birke mußt du pflanzen, Andreas», hatte sie gesagt, «damit der Heilige Geist sich ausgießen kann über sie in der Pfingstnacht...» Ich wußte nicht, was der Heilige Geist war, aber als ich die dünne Wurzel in die feuchte Erde senkte und die Röhre des Frühlingsbodens meine Hände berührte, floß etwas hinein in meine verzauberte Seele, was nicht unähnlich dem sein mochte, was Tante Veronika mit den Worten des Neuen Testamentes nannte. «Wenn du groß bist, Andreas», sagte sie und sah mit ihren blauen Augen über die Wälder hin, «und du hast Angst in der Welt, dann mußt du unter diese Birke treten und die Augen aufheben zu den Zweigen, von denen dir Hilfe kommt. Und Friede wird in deiner armen Seele sein...»

Und da stand ich nun unter meinem Kinderbaum, der so groß geworden war, daß er auf mich herabblickte, und hatte die Hände um seine Rinde gelegt und sah die vierzig Jahre in den rötlchen Zweigen und in der Haut meiner Hände, und hörte die Stimme, die lange versunken war, und wußte nun, daß alles gut so gewesen war. Daß ein Mensch nicht fremd sein kann auf seinen Wegen, weil die Spur seiner Geleise hinter ihm herläuft, rückwärts bis zu dem Beginn seiner Kinderträume. Daß das Sichtbare sich wandelt, aber niemals das Unsichtbare, und

daß das Kind uns niemals verstößt, aus dem wir aufgewachsen sind zur gegenwärtigen Form.

Und ich hob meine Augen auf zu den Zweigen, von denen mir Hilfe kommen sollte, und kehrte um und fuhr aus den Wäldern hinaus, die mich geboren hatten. Ich wußte, daß ich Tage und Nächte zu fahren haben würde, bis ich in meine neue Heimat käme. Daß Jahre vergehen würden, bis ich sie wiedersähe, daß Menschen und Bäume sterben würden, ehe ich wiederkäme. Aber es bedrückte mich nun nicht mehr. Ich hatte keinen Zweig gebrochen aus der jungen Birkenkrone. Ich nahm nichts mit mir als den Staub des Weges, der hinter mir aufstand. Aber in diesem Staub war ein Glanz wie der Glanz einer Morgenröte, und ich hob meine Augen auf zu den kommen- den Dingen, die mich erwarteten.





Inhaltsverzeichnis

Zum Geleit	5
Ursprung und Lebenstraum	7
Ahnung und Anfang	17
Von Büchern und Buchgelehrten	34
Trilljam und frühe Schmerzen	47
Feste und Spiele	59
Erste Deufung	78
Tante Veronika	88
Das Dornenfeld	98
«Jule» und andere Gefährten	110
Steine und Brof	119
Die Wälder rauschen	131
Mein erster Adler	149
Der schwarze und der jenseitige Erdteil	154
«Freundchen»	172
«Du holde Kunst»	186
Erste Liebe	198
Und noch einmal die Wälder	212
Die zweite Stufe	228
Zum Abschied	245

Werke von Ernst Wiechert

Hirtennovelle

Mit einem Umschlagbild von Professor Max Unold
100. Auflage. In biegsamem Einband mit Goldprägung 2.20 M^{ark}.
In Ganzleder 4.50 M^{ark}.

„Wiecherts „Hirtennovelle“ ist eine Meisterergötzlung, die man vielleicht einstags zu den schönsten Novellen unseres Jahrhunderts rechnen wird, ein großartiges Gleichen für das Leben der Besten eines Volkes, die mit ihrer Seele und mit allen Sinnen im Boden ihrer Heimat wuzeln und die mit sicherem Instinkt das Richtige tun, wenn das Schicksal ihren Einsatz verlangt.“ Kasseler Neueste Nachrichten
„Das biegsam gebundene Bändchen ist eine Meisterleistung gediegenen Geschmacks.“ Bittauer Nachrichten

Die Majorin

Eine Erzählung

85. Auflage. In Leinen 4.80 M^{ark}.

„Wiecherts stille, sanfte Kunst, Menschen in ihrem tiefsten seelischen Sein begreiflich werden zu lassen, bewingt hier die wichtigste Aufgabe, die er sich bislang innerhalb seines gesamten Werkes stellte. In den mit außerordentlich garten Strichen gezeichneten Bildern gibt er eine bis ins Letzte glaubhafte und ergreifende Gestaltung des großen Werdegangs des Lebens, der sich an diesem verlorenen Dasein Michaels aufs neue erfüllt.“ Völkischer Beobachter

„Diese Majorin ist eine Gestalt, um derentwillen spätere Zeiten die Dichtung der Gegenwart beneiden werden.“ Hamburger Fremdenblatt

Die Magd des Jürgen Doskocil

Roman. 75. Auflage. In Leinen 4.80 M^{ark}.

Ausgezeichnet mit dem Volkspreis der Wilhelm-Raabe-Stiftung „wegen seines hohen Bekanntschafts zu Arbeit und Treue, seiner menschlichen Reinheit, seiner dichterischen Kraft und künstlerischen Vollendung“.

„Wer sich noch anstrengen kann von dem Atem einer großen dichterischen Leidenschaft, die in der Gestaltung des Unverfälschten, Natürlichen, Ursprünglich-Tödlichen sich ebenso bekundet wie in der Einbeziehung höherer Mächte in menschliches Schicksal, der wird Ernst Wiecherts Roman, ein durch und durch deutsches Buch (obwohl nicht einmal das Wort ‚deutsch‘ fällt), dem Schönsten unseres Schrifttums beigegeben.“ Danziger Neueste Nachrichten

Verlag Albert Langen / Georg Müller / München

Werke von Ernst Wiechert

Jedermann

Geschichte eines Namenlosen

Roman. 12. Auflage. In Leinen 5.50 M.

Für dieses Werk erhielt der Dichter den Schlinemann-Preis mit folgender Begründung: „Nach der unübersehbaren Zahl der Kriegsbücher, welche der Schilderung der Wirklichkeit galten, liegt hier eine der sehr wenigen Kriegsdichtungen vor, deren Hauptgestalt bewußt das unsägbare Geschehen erlebt, bis zum Letzten erlebt und überwindet. Da das eigentliche Schlachtfeld nach innen verlegt wurde, sagt dieser neue Roman vom Krieg als Erscheinung zwar weniger aus als andere Kriegsbücher, aber er ist – von ihm ausgehend – das mit großer Künstlerschaft und mitreißendem Reinheitswollen gestaltete Lied auf die Folgerichtigkeit und Unausweichlichkeit der Volksentwicklung, die auf Lebenswilligkeit selbst im Abgrund beruht.“

Der verlorene Sohn

Schauspiel

Geheftet 2.50 M. In Leinen 3.50 M.

„Mit visionärer dichterischer Formungskraft hat Wiechert dem aufrüttelnden Erlebnis des Krieges eine befreiende, innerlich erlösende Aussage abgewonnen. Die bezaubernde Schönheit seiner Sprache, der hohe Ernst und die Demut des Helden, die in diesem Stücke lebendig werden, geben ihm über den Tag hinaus reichenden Wert.“ *Düsseldorfer Lokalzeitung*

Der Todeskandidat

Drei Erzählungen

Der Todeskandidat / La Ferme Mortale / Der Vater

(Band 37 der „Kleinen Bücherei“) 60. Auflage. Gebunden 80 Pfg.

Drei tiefen, von der Sprachkunst Ernst Wiecherts geformte Erzählungen aus dem Bannkreis des großen Krieges: Ergrifftend und das Herz bewegend die Komik und Tragik des „Todeskandidaten“, grauenvoll und beklemmend das Sterben in „La Ferme Mortale“, weise und gütig und die Starrheit der Pflicht und des Todes lösend, die späte Liebe des „Vaters“ zu seinem Sohn.

Das Spiel vom deutschen Bettelmann

Mit 11 Bildern von Willi Harwerth

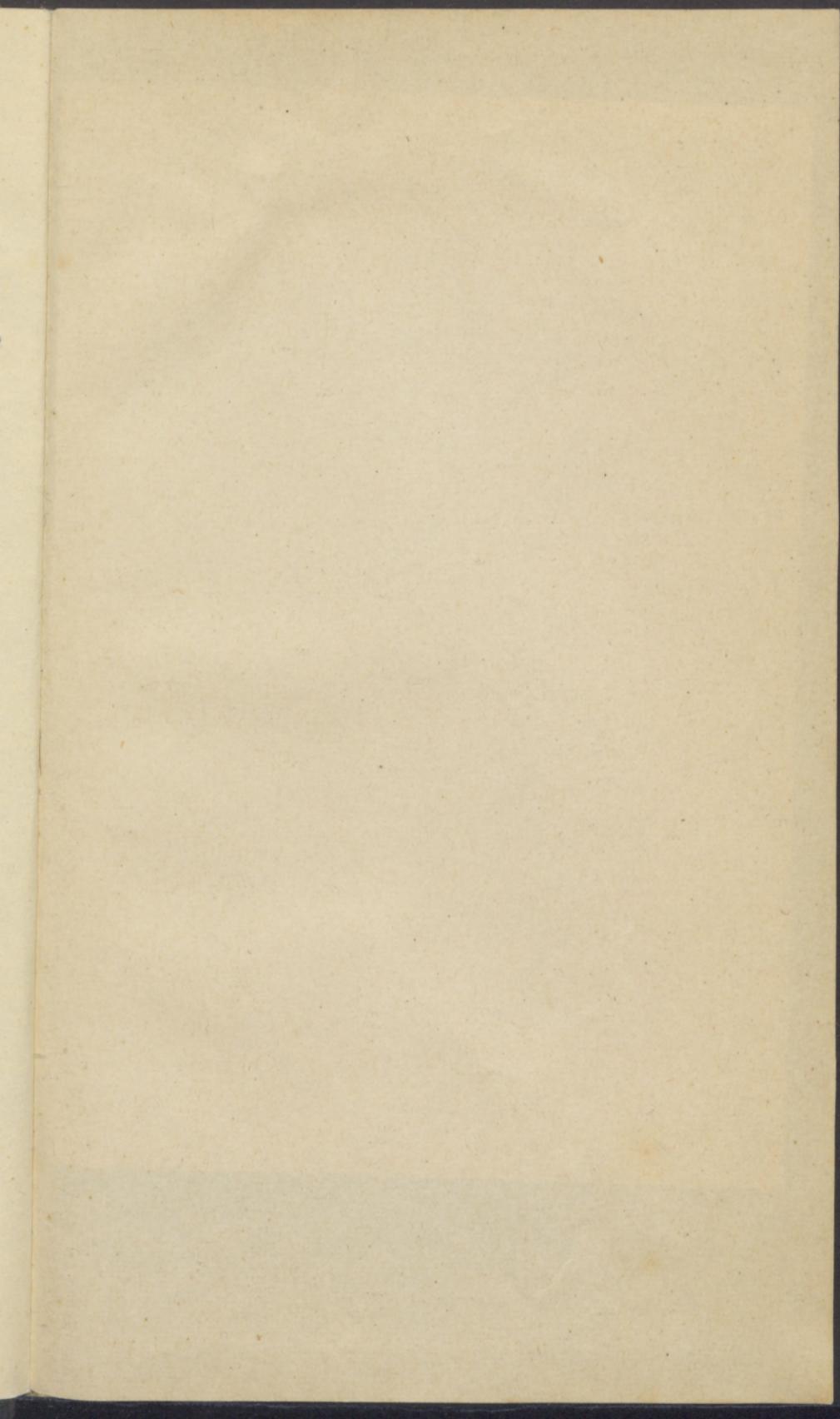
(Band 18 der „Kleinen Bücherei“) 30. Auflage. Gebunden 80 Pfg.

„Die erschütternde, auch im Rundfunk aufgeführte Dichtung, die das Schicksal Deutschlands wie das Schicksal Hiobs sieht, gehört unzweifelhaft zu den stärksten Dichtungen der Gegenwart.“ *Deutsche Kulturrwacht*

Verlag Albert Langen Georg Müller / München

Werke von Ernst Wiechert

Die kleine Passion	Der Totenwolf
Geschichte eines Kindes	Roman
4. Tsd. Geh. 4.20 M., Lv. 5.80 M.	16.-20. Tsd.
Die Flöte des Pan	Die blauen Schwingen
Sieben Novellen	Roman
7. Tsd. Geh. 3.50 M., Lv. 4.80 M.	Geb. 2.70 M., Halbleinen 3.60 M.
Der silberne Wagen	Die Flucht
Novellen	Roman
6. Tsd. Geh. 3.50 M., Lv. 4.80 M.	3.-6. Tsd.
Leder 10.-M.	Geb. 3.50 M., Lv. 4.80 M.
Der Knecht Gottes	Der Kinderkreuzzug
Andreas Nyland	Erzählung
Roman	17.-24. Tsd. Gebunden -80 M.
Geb. 4.50 M., Lv. 6.30 M.	
Halbfarz 9.-M.	
Der Wald	Das heilige Jahr
Roman	Fünf Novellen
8. Tsd. Geh. 3.50 M., Lv. 4.80 M.	11.-17. Tsd. Gebunden 1.20 M.
	G. Grote Verlag, Berlin
Geschichte eines Knaben	
(Aus „Der silberne Wagen“) Kartonierte 1.50 M.	
Rainer Wunderlich Verlag, Tübingen	
Übersetzungen in fremde Sprachen	
Die Magd des Jürgen Doskocil	
La serva di Jürgen Doskocil	Färj Karlen
Milano, Sperling & Kupfer	Stockholm, Wahlström & Widstrand
De Maagd van Jürgen Doskocil	Faergemanden
Den Haag, N. V. De Zuid-Hollandsche	Kopenhagen, Nyt Nordisk Forlag
Boekenhandelsdrukkerij	Arnold Busck
Die Majorin	
The Baroness	Majorinden
London, George Allen & Unwin Ltd.	Kopenhagen, Nyt Nordisk Forlag
New York, W. W. Norton & Co., Inc.	Arnold Busck
Majuriinrourva	
Helsinki, Werner Söderström	La Signora
De Majoorsche	Milano, U. Mondadori
Hertogenbosch, Teulings Uitgevers	Majorskan
Mattishappi	Stockholm, Wahlström & Widstrand



1992 -02- 17

1993 -12- 28

1993 -12- 28

1994 -03- 18

26 LUT. 1997

9 - PAŹ. 1997

11 GRU. 1997

~~320-~~

20/
—

*Wojewódzka Biblioteka Publiczna
w Olsztynie*



081-007124